Paed. Pr.
2207.

Paed. Pr.
~~226~~
2207
Lohmayer

Kennen Sie mich noch Herr Graf?—

Verlag der J. Thomann'schen Buchhdlg in Landshut.

Der graue Bruder

aus der

Wildhütte.

Erzählung aus dem Leben

für

die reifere Jugend

von

Corbinian Lohmayer,
Pfarrer.

I. Abtheilung: Der nächtliche Gang.
II. » » Der gebrochene Eid.

Mit einem Stahlstiche.

Landshut, 1847.
Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung.
Joh. Bapt. v. Zabuesnig.

333. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Es war im wonnigen Blüthenmonat des Jahres 1839, als ich auf einer Geschäftsreise, die mich vom heimathlichen Herde weit und auf längere Zeit entfernte, durch Eschenfeld fuhr. —

Ein ansehnliches, freundliches Dorf, dieses Eschenfeld, das Auge anziehend und gefällig ansprechend durch die Reinlichkeit auf den freien Plätzen, in den Hofräumen, und das Gemüth erfreuend durch die anmuthige Lage in einer Umgürtung von fleißig bestellten Aeckern, blumigen Wiesen und sanft aufsteigenden, lieblich bebuschten Anhöhen, an welchen hin ein krystallreines Flüßchen in sanften Windungen sich schlängelte. — Die breite, festkiesige Fahrstrasse war an beiden Seiten mit gut erhaltenen Abzugsgräben versehen und in gemessenen Entfernungen mit Vogelbeerbäumen bepflanzt. Sie lief inzwischen der beiden Reihen der hübschen, größtentheils stattlichen Wohnhäuser hin, die durch ihre schnurgerade Richtung und gleichweit von einander gelegen, eine schöne Gasse bildeten. Jedes Wohnhaus, durch seine weitrahmigen und hellglasigen Fenster sich vortheilhaft ausnehmend, war von einem sauber eingefriedigten Garten umschlossen, der im Vordergrunde mit Gemüse bebaut, dort und da mit einem Rosenstrauche, mit Salbei und Lavendel geziert, an des Hauses beiden Seiten und rückwärts mit schlanken, kräftigen, an starke Pfähle sorgfältig befestigten, verständig gepflegten Obstbäumen besetzt war. Da, wo in so vielen Dörfern die Düngerstätte ihren anwidernden, ungesunden, die frische Luft verpestenden Platz hat, — gewöhnlich an der Vorderseite des Wohnhauses, oft dicht an den

Fenstern der Wohnstube, an der Hausthüre, da erfreute in dem reinlichen Eschenfeld den Durchreisenden der Anblick eines netten, wenn auch nicht künstlich, doch sinnig und gemüthvoll angelegten, mit Liebe und Sorgfalt gepflegten Blumengärtleins. —

Von dem Dorfe Eschenfeld und seinen Bewohnern hatte ich schon früher viel Gutes gehört. Um da die Menschen, die Häuser, die freien Dorfplätze so genau beschauen zu können, als die kurze Durchfahrt erlaubte, trug ich eine Strecke vor Eschenfeld meinem Postillon auf, im Schritte durch das Dorf zu fahren. — Er begrüßte die Eschenfelder mit einem muntern Hornstückchen, und sein wohltönender Gruß hatte nach wenigen Augenblicken die älteren Leute an die Fenster, das junge Volk vor die Häuser gelockt. Aus den Fenstern, von den Zusammenstehenden, von Alt und Jung wurde ich mit treuherziger Ehrerbietung gegrüßt, und aus den gesunden, frischen, freundlichen Gesichtern leuchteten mir Gutmüthigkeit, Gemüthsruhe und ein frommer, heiterer Sinn entgegen. — Im Anzuge der jungen Leute, die an der Strasse standen, eben so in dem der ältesten Männer und Frauen, welche am Stabe daher schlichen, bis herab zum zarten Kinde, das im blanken Hemdchen vor dem Hause spielte, bemerkte ich einen hohen Grad von Reinlichkeit, wie auch in ihrem ganzen Aeußern ein recht sittiges, bescheidenes Wesen. —

Gefolgt von jauchzenden Kindern, welchen eine Kutsche, vorne darauf ein Postillon mit dem hohen, nickenden Federbusch auf dem breitbordirten Hut von glänzender Wachsleinwand, dem silberbetreßten Kollet, dem blanken Horn an der bunten Umhängschnur mit bauschiger Quaste und den hohen, spiegelblanken Steifstiefeln, die großen, schlanken Pferde in dem stattlichen Geschirre mit dem blitzenden Messingbeschlag, dazu das Blasen, das Peitschengeknall, eine höchst ergötzliche, nicht genug zu beschauende Erscheinung war, hatte ich das Ende von Eschenfeld erreicht, und dicht daran einen ebenen, ziemlich raumvollen Rasenplatz, welcher das Eigenthum der Eschenfelder Gemeinde, von den Weibern des Dorfes zum Bleichen ihrer Wäsche und Leinwand,

vom Gänsehirten zur Weide, von den Zimmerleuten zum Behauen der Baumstämme, aber auch bei günstiger Witterung der schönen Jahreszeit von der Dorfjugend als Spielplatz benützt wurde. So eben, als ich an diesem Gemeindeplatz vorüber fuhr, tummeln sich auf selbem ein zahlreiches Rudel fröhlicher Knaben im Betriebe verschiedener Spiele, voll lebendiger Lust und Freude, im jubelreichen Genusse der Freiheit und des Glücks harmloser Lebenszeit.

Der Anblick dieser spielenden Knaben erregte in meinem Innersten eine wehmüthig-süße Empfindung; es war die Erinnerung an die Tage meiner schönsten Altersblüthe, an die unschuldigen Freuden und Genüsse, an das leicht bewegliche und viel bewegte Treiben, an die mannigfaltigen Spiele meiner glücklichen Jugend, deren bunten Wechsel in seinem bunten Colorit diese spielende Knabenschaar vor mein inneres Auge führte.

»Wer sie nicht durchlebte diese Zeit müßigen Umherschlenderns in Feld und Flur und Hain, die Streifzüge in Obstgärten und Haselnußgebüschen, die verbotene Lust des Vogelfanges, die Freude des Krebsens, des Fischens im kniehohen Schmerlenbache, die Knabenschlachten und Knabensiege, das Ballspiel, den Wettlauf, das Ringen, das Schaukeln und alle die unschuldigen Spiele, welche die jungen Kräfte üben, sie ausbilden und mehren, dazu das Blut rascher durch die Adern jagen, der entbehrt die Erinnerung an einen Himmel voll Glück.« — Dieser einfach-schönen, so wahren Worte eines sehr gemüthvollen Schriftstellers erinnerte ich mich in diesem Augenblicke lebhafter als je. —

Auch ich habe sie durchlebt, die schöne Zeit, und mich, dem angehenden Greise, erheitert ein freundlicher Rückblick auf sie, eine ungetrübte, freudig-klare Erinnerung an jene Tage der harmlosesten Freuden, des friedlichsten Gewissens, der glücklichen Sorgenlosigkeit, noch so manche umwölkte Stunde. —

In einem Dorfe geboren, welches in einem der schönsten Gauen des gesegneten Bayernlandes liegt, das einzige Kind frommer, verständiger Eltern, schlichter, fleißiger Land-

leute, die in ihrem bescheidenen Stand und bei ihren einfachen Lebensbedürfnissen reich genug waren, außer den gewöhnlichen Schulstunden für mich noch ein Paar eigene zu bezahlen, in welchen ich so manches Gute und Schöne erlernte, was für meine Schulgefährten eine terra incognita, — ein fabelhaftes Land — blieb, hatte ich meine ersten zehn Lebensjahre in meinem Dorfe zugebracht, unter den schützenden Flügeln meiner liebevollen, tugendhaften, gottesfürchtigen Eltern, im Genusse des werthvollen Unterrichts und der religiösen Leitung unsers kenntnißreichen, ehrwürdigen Schullehrers, im treuen Herzensbunde mit den Vernünftigsten und Sittenreinsten unter meinen fünfzig Mitschülern. — Die Schulstube war der Kampfsplatz um die Palme des Sieges im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Erdkunde, Vaterlandsgeschichte und Religionslehre; der Anger außerhalb des Dorfes war die Wahlstätte des Kampfes um die Lorbeerkrone im Ringen, Wettlaufen, Klettern, Springen und so mancher waglichen Leibesübung. — Fast immer war ich Sieger in der Schulstube, seltner auf dem Dorfanger, aber selig im Genusse eines Glücks, welches in seiner Harmlosigkeit und Unschuld nur dem Kinde und dem Knaben erblüht, nie wieder dem Jüngling und dem Manne. Der rosige Raum, worin sich das Kind, worin sich der Knabe bewegt, versinkt hinter ihm, wenn er über die Schwelle dieser Zeiten schreitet, denn Kindheit und Knabenalter sind der Paradiesgarten des Lebens. —

Beim Anblicke der spielenden Jugend auf dem Rasenplatze an Eschenfeld waren die Bilder meiner Jugendspiele mit ihren mannigfaltigen Abwechslungen in lebhafter Färbung vor mir aufgetaucht. Ich sah mich im Geiste wieder leben und walten, spielen und jubeln, wie ich damals gethan. — Für uns Dorfschulknaben hatte jede Jahreszeit seine eigne Spiele und Freuden. Mit welchem Jubel begrüßten wir Knaben die ersten lieben Boten des nahenden Frühlings! —

Unvergeßlich ist mir jener 30. März, jener Tag, an welchem ich in mein zehntes Lebensjahr trat. Es war ein

ungemein lieblicher Frühlingstag. Herr Adrian, der Schullehrer, hatte uns die Nachmittagsschule geschenkt und führte die frohe Schaar hinaus in's Freie, auf den rasigen Gipfel einer sanft sich erhebenden Anhöhe, um uns von diesem Punkte aus die im bunten Schmucke des Lenzes prangenden Fluren zu zeigen und an unsere empfängliche Herzen fromme, beseligende Worte zu sprechen. — Ich sehe ihn noch, den lieben, ehrwürdigen Greisen, wie er, auf der Höhe angelangt, uns Ruhe gebot, vom silberhaarigen Haupte das schwarze Käppchen nahm, die Hände faltete, die Augen nach Oben erhob und still betete, so innig, mit so rührender Andacht, daß wir Alle, von dieser heiligen Feier im Innersten ergriffen, wie auf ein gegebenes Zeichen die Köpfe entblößten, kaum laut zu athmen wagten, und frommen Empfindungen uns hingaben. — Ich höre noch die Worte der Weihe, mit welchen er unsere Blicke auf das Wiederaufleben der Natur, unsere Herzen zur dankbaren Erkennung der göttlichen Allmacht und Liebe hinleitete. — »Sehet, meine lieben Schüler,« — so sprach der fromme, weise Greis, — »die Natur ist wieder erwacht aus ihrer Erstarrung, und der Frühling hat den Winter besiegt. — Dort auf der kleinen Wiese prangen schon rothe und weiße und violette Blümchen. Die Gesträuche um uns her bekleiden sich so lieblich mit zarten, saftreichen Blättern, und in der grünenden Furche trillert die anmuthige Lerche. Bald, ja schon nach wenigen warmen, sonnigen Tagen wird die Natur in ihrem schönsten Glanze prangen, die Erde ihren fruchtbaren Schooß, jeder Zweig seine schwellenden Blüthenknospen öffnen, und die Wiesen in ihrem Reichthume an lieblichen Pflanzen, sich mit duftenden, weithin schimmernden Blumen schmücken, als wenn sie ein einziger, vielfarbiger Strauß mit einer bunten Decke bekleide. — Wie schön ist die Welt, wie herrlich das Reich des Frühlings, wo alle Fluren und Thäler, alle Hügel und Gebüsche die Allmacht, die Weisheit, die Liebe unsers himmlischen Vaters mit lauter und preisender Stimme verkündigen. O meine lieben Schüler! — Es ist das höchste Entzücken und die innigste

Bewunderung der göttlichen Größe, Güte, Weisheit und Macht, welche den wahren Christen im Frühling beim Anblicke der wieder erwachenden Natur in seinem Innersten erfüllen. — Auch wir wollen in diesem neuen Grün der Wiesen, in den schwellenden Blüthenknospen der Gesträuche und Bäume, in dem Gesange der Lerche, — in diesen und in unzähligen Verkündigern des wiedergekehrten Frühlings die Unerschöpflichkeit der himmlischen Liebe bewundern, loben und preisen; wir wollen die neuen Wohlthaten, mit welchen uns Gott durch das neue Geschenk des Frühlings so glücklich macht, dadurch vergelten, daß wir uns thätig bemühen, immer eifriger in Arbeit, Nächstenliebe und Gebet zu werden und unsere Herzen mit neuen Tugenden zu schmücken. — Und nun,« — so schließt er seine fromme Rede, — »rufe ich mit freudigster Herzenserhebung zu unserm Vater im Himmel:

»Empor, empor! Mein Herz erglüht
Im Frühlings-Sonnenstrahl.
Empor, empor! Gott ist mein Lied!
Ihn singen Berg und Thal« —

»Von allen Kreaturen schwingt
Sich Gottes Lob empor.
Ihm singt der Wurm; der Seraph singt
Ihn, und der Welten Chor!« — —

Ruhe sanft im Frieden des Herrn, Du, mein innig geliebter, unvergeßlicher Lehrer. — Von Deinem Grabeshügel hinweg wende ich den Blick wieder zurück auf die Tummelplätze meiner einstigen Freuden, meiner fröhlichen Knabenzeit. —

Kaum hatte des Frühlings warmer Hauch die schneeige Hülle von den Fluren, die Eisdecke von Flüssen und Teichen geschmolzen, kaum begann die Wiese zu ergrünen, das Gesträuch sein zartes Laub zu entfalten, die Frühlerche zum Lobgesang des Herrn aus sprossender Saat emporzusteigen und der muntere Finke vom schlanken Zweige herab seinen fröhlichen Schlag ertönen zu lassen, so konnten wir in den

Nachmittagsstunden auf unsern Schulbänken beinahe nicht mehr ruhig bleiben. Die ersehnte Stunde schlug; nun ging es in vollen Sprüngen nach Hause, und dann, mit einem Stück Brod, mit einem Apfel in der Tasche, eben so eilfertig nach unserm lieben Spiel- und Tummelplatze, dem zartberasten Anger hinter dem Dorfe. Im Augenblicke hatte sich die lebhafte, geräuschvolle Unterhaltung eröffnet. Das Spiel des Rollens ganz kleiner Kugeln von Stein oder Thon nach kleinen Vertiefungen, mit unsern Brodmessern in die Erde gemacht, — bei uns Schussern genannt, — das Spiel des Pfenniganschlagens, das Steigenlassen des Papierdrachens, das Haschen und Ballschlagen waren in der Regel die schon lange vorher beredeten und festgesetzten Frühlingsspiele, wobei der Jubel und das Gelärme, mitunter auch schnell vorübergehender Zank und Streit öfters so laut wurden, daß unser, vom Anger nicht ferne wohnender Schullehrer sich bewogen fühlte, als vermittelnde oder strafende Macht aufzutreten. Doch sein Erscheinen unter der Hausthüre, der drohend gehobene Zeigefinger, oder gar ein gellender Pfiff auf dem Hausschlüssel genügten, die argen Schreier verstummen zu machen, die Zankenden zu beschwichtigen, die Rauflustigen zu trennen, und uns Alle zur Ruhe und Ordnung zurückzuführen. —

Der Sommer brachte mit sich die kleinen Ausflüge in die Gehölze und bewaldeten Berge, und nach einem Bache, der, außerhalb der Markung unsers Dorfes, ein schmales, düsteres Thal durchfloß und gerade dort an schönen großen Krebsen sehr reich war, welche wir ungescheuet fangen durften, indem das Fischrecht in diesem Bache der Schwester unsers Schullehrers gehörte, die, eine alte, reiche, gutherzige Wittwe uns die Freuden und den Gewinn des Krebsfanges gerne überließ. — Was wir in den Gehölzen und auf den Waldbergen an Heidel- und Erdbeeren, an anderm Waldobst und an Schwämmen fanden, die Krebse und Fischchen, die wir fiengen, die Ameiseier, welche wir sammelten, — Alles war Gemeingut, Alles wurde unter den Theilhabern am Fang und Sammeln gewissenhaft vertheilt.

Das Obst wurde gleich auf dem Theilplatze genascht; die Schwämme trugen wir den Müttern heim, des Lobes gewärtig, zum frischen Gebrauch, oder zum Trocknen für den Winter. — Die gefangenen Krebsen wurden in drei Theile sortirt. Die Weibchen und Jungen setzten wir wieder in den Bach, weil uns der Thalmüller, ein geschickter Fischer, gelehrt hatte, daß durch vernünftige Schonung der Weibchen und Jungen sich der Krebsfang immerfort in gutem Stande erhalte; die größten gaben wir unserm kindlichgeliebten Schullehrer, die übrigen, so wie auch die gesammelten Ameiseneier verkauften wir an den Vogelhändler in unserm Dorfe, der beides nach dem nahen Städtchen trug, wo er seine Kunden hatte. Vom Erlöse aus dem Krebsen- und Ameiseneier-Verkauf wurde Pappendeckel, Gold- und Silberpapier angeschafft, zu Grenadiermützen, zu Kuppeln für die hölzernen Säbel, zu Fähnlein, denn das Soldatenspiel stand oben an unter den Vergnügungen der Sommerabende. — Auch wurde das Ballschlagen beliebt, oder wir schnitten von den kräftigsten Weidenbäumen, die unsern Anger zahlreich umgaben, die saftigsten Zweige, setzten uns zusammen auf die Bauhölzer, oder auf den Rasen in einen Kreis, fabrizirten mit unsern stumpfen Taschenmessern die geliebten Weidenpfeifen und erschöpften dann alle unsere Kunst und Fertigkeit zur Hervorbringung weithin gellender, jedes musikalische Ohr grausam zerreißender Töne, an denen wir uns gar nicht satt hören konnten. —

Das Baden im Mühlbache, der nahe an unserm Anger dahin floß, die reinste Fluth, einem kiesigen Grunde, die Tiefe einer Mannshöhe, und in weiter Ausdehnung sowohl auf- als abwärts, keine gefährliche Stelle hatte, war der Höhepunkt unserer Sommerfreuden. —

Aber das Baden betrieben wir nicht auf jene schamlose, Aergerniß gebende, sündliche Weise, wie es leider von der Jugend so häufig getrieben wird, nicht nur in Flüssen und Bächen, die von öffentlichen Wegen entlegen sind, sondern sogar in offenen Gewässern, selbst in solchen, an denen Fußpfade, wie auch Fahrtstrassen nahe vorüberführen.

Da sieht man Kinder und Knaben, selbst auch Jünglinge, die in frecher Entblößung, unter den sittenlosesten Bewegungen und Stellungen im Wasser herumplätschern. — Herr Adrian, der es als eine heilige Pflicht seines wichtigen Berufes achtete, bei seinen Schülern nicht nur über die Reinheit der Seele, sondern auch über die Reinlichkeit des Körpers zu wachen, da er aus Erfahrung wußte, daß das Gesundheitswohl des Menschen in nächster Beziehung mit Reinlichkeit steht und eine wesentliche Bedingung der Verlängerung des Lebens ist, — hatte bei seinen Schülern auf die Beobachtung der Reinlichkeit ein scharfes Augenmerk, und gleich beim Antritte seiner Lehrstelle die Eltern der schulpflichtigen Jugend durch freundliches Zureden und vernünftige Vorstellungen dahin gebracht, zur Zeit, wo das Baden im freien Wasser nicht statt haben konnte, ihre Kinder an jedem Sonnabend ein lauwarmes Bad im Hause nehmen zu lassen. — Das Baden, einzeln oder in Gesellschaft, ohne seine Gegenwart, hatte Herr Adrian bei strenger Strafe verboten. Dagegen führte er uns am ersten schönen Tage, wo das Flußwasser die gehörige Wärme erreicht hatte, an den Mühlbach, um uns da die Wohlthat des Badens im fließenden Wasser genießen zu lassen. — Wir Alle durften nicht das Wasser betreten, ohne mit sogenannten Schwimmhosen bekleidet zu seyn, welche, hoch über die Hüften gehend und bis an die Knie reichend, vorne und rückwärts geschlossen, und an der rechten Seite mit Knöpfen versehen, nach des Schullehrers Angabe von unsern Müttern aus starker Hausleinwand verfertigt waren. — Jeder mußte einzeln am Ufer des Mühlbaches in einem dichten Gesträuche sich aus- und ankleiden. Es herrschte vor, beim und nach unserm Baden die strengste Schamhaftigkeit und das ehrbarste Benehmen. —

Welch ein Fest für uns, wenn Herr Adrian am Schlusse der Nachmittagsschule *) uns zurief: »Heute Abends wird

*) Gegenwärtig wird auf dem Lande während des Sommers keine Schule gehalten. Als ich noch Dorfschulknabe war,

gebadet!« — Eine Stunde vor Sonnenuntergang versammelten wir uns im Schulhause. Fröhlich plaudernd und lachend, aber nicht laufend und springend, um, der Erhitzung wegen, nicht lange zum Abkühlen am Ufer sitzen zu müssen, zogen wir, den geliebten Lehrer in unserer Mitte, dem Badeplatz zu. Nach jedem Bade im Mühlbache empfanden wir die heilsam-stärkende Kraft der Einflüsse, welche Reinigung des Körpers im frischen Wasser, besonders das Flußbad durch den kräftig belebenden Eindruck des fließenden, sich immer erneuernden Wassers, durch den freien Spielraum zur Bewegung und durch die wohlthätige Einwirkung der Luft und Sonne am menschlichen Körper hervorbringen.

Ungeachtet Herr Adrian schon einen tüchtigen Schritt über die Schwelle des Greisenalters gethan hatte, so war er doch noch ein sehr rüstiger und ausdauernder Schwimmer. Bekannt mit dem unschätzbaren Werthe der Kenntniß der Schwimmkunst, deren Ausübung den Körper abhärtet und stärkt, den Schwimmer oft aus eigner Lebensgefahr rettet, oft zum Retter Anderer macht, gab er uns Unterricht im Schwimmen. Jederzeit nach dem letzten Bade im Mühlbache, womit das sogenannte Abschwimmen, — die letzte Schwimmübung, — verbunden war, erhielt der beßte Schwimmer unter uns auf feierliche Weise aus seiner Hand einen Preis, der bei den Vermöglichen in einem guten, zierlich gebundenen Buche, bei den Aermern in einem neuen Kleidungsstücke bestand. — Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich auf die gerechteste Weise den ersten Preis erhalten hätte, würde die Austheilung derselben von rückwärts begonnen haben. Unter den Badenden war ich der Fröhlichste, so lange ich auf feinkiesigem, festem Grunde, bis an die Brust im Wasser, mit Sicherheit mich bewegen konnte.

---

hatten wir auch im Sommer öffentlichen Unterricht. Nur jene Eltern, welchen ihre Kinder zur Mithülfe bei den Feldarbeiten unentbehrlich waren, erhielten für selbe Dispensation vom Schulbesuche. Uebrigens gab es auch schon damals viele Dorfschulen, die von Georgi bis zu Michaeli geschlossen waren.

Anmerk. des Verf.

Wenn es aber an's Schwimmen ging, dann sah ich gar nicht fröhlich aus, und war, meiner Unbehülflichkeit wegen, der bleierne Vogel genannt, immer die Zielscheibe des Spottgelächters meiner Schulkameraden, dabei auch nicht muthiger, als jener furchtsame Israelite, der sich weigerte, ein Schiff zu besteigen, weil »das Wasser keine Balken habe.«

Der Herbst brachte uns die Freuden, beim Abnehmen der Aepfel und Birnen, der Pflaumen und Weintrauben, beim Erndten des Kohls, der Rüben, der Spätfrüchte, beim Einfahren der Holzstreue und verschiedenen kleinen Feld- und Hausarbeiten den Eltern mit großer Geschäftigkeit und einem gar wichtigen Wesen an die Hand zu gehen, — Schlehen, Hagebuten, Eicheln und Buchnüsse, Spätschwämme und Tannenzapfen zu sammeln, für unsern gräflichen Jäger Vogelbeeren zu pflücken, wofür die Fleißigsten, — unter welche ich obenan gehörte, — durch die Erlaubniß, alle zum Vogelfang benöthigten Geräthe, nämlich Sprengel, Dohnen, Kloben, Netze, Leimruthen rc. in den Wald ihm nachtragen zu dürfen, — sich überreichlich belohnt fühlten.

Auch der Oktober und November waren uns sehr willkommen, ja ersehnte Gäste, Trotz ihres unangenehmen Wetterwechsels, ihrer naßkalten Winde, ihrer widrigen Stürme; denn sie führten unsern Herrn und Gebieter, den von allen seinen Unterthanen hoch verehrten, aus vollem Herzen geliebten, von uns Knaben mit demüthiger Scheue, mit aller Submission, mit ehrfurchtsvoll-bangem Herzklopfen aus weiter Ferne angestaunten Herrn Grafen von Seefeld auf sein stattliches Schloß, welches nicht ferne von unserm Dorfe lag. — Jederzeit am Tage nach seiner Ankunft, — war die Witterung nur einiger Maßen günstig, begannen die Jagden, zuvor die Feldtreiben, dann das Treiben im Holze, bei uns das Klopfen genannt. Alle umliegenden Unterthanen mußten in der Frohne treiben. Auch die Schulknaben wurden dazu gebraucht, gegen eine Bezahlung von 9 Kreuzern für jeden Jagdtag, aber nur die ältesten und kräftigsten. Die zum Treiben Erwählten wurden von den Jüngern und Kleinern, welchen ein so enormes Glück nicht zu

Theil kam, mit Thränen des Schmerzens und des Neides betrachtet. Erst im letzten Jahre meines Aufenthaltes im heimathlichen Dorfe ward ich auch Einer der Auserwählten, der Beneideten, der Ueberseligen. Ich sehe mich in meinem damaligen Treibercostüme noch so lebhaft, als hätte ich ihn erst vor wenigen Stunden abgelegt. Der Hut, ein alter, abgegriffener Filzdeckel, der alle Farben hatte, nur keine schwarze, prangte mit einem Eichenzweige, unter welchem einige Vögel sich hätten verbergen können. Joppe und Beinkleid von grobem Zwilch, reinlich gewaschen und nicht zerrissen, aber am Rücken, an den Aermeln, an den Schenkeln und Knien mit mehreren, verschiedenfarbigen, löcherverbergenden Flecken bedeckt, — denn die wirthliche, kluge Mutter erlaubte zu kleiderverderbenden Beschäftigungen nur den schlechtesten Anzug, — hatten das Aussehen einer Musterkarte. Die Hände stacken in wollenen Fäustlingen und die Füße in tüchtig geschmierten Bundschuhen mit daumdicken, dichtbenagelten Sohlen. — Ein Leinwandsäcklein an einem breiten Tragbande an der Seite, mit Nudel, Brod und Hutzeln bis an den Rand vollgepropft, der Treibstock, dazu die hölzerne Treibklapper, am Versammlungsplatze von einem der Jägerbursche empfangen, vollendeten die waidmännische Ausstattung. — Stolzer auf Eichenzweig und Klapper, die Insignien meines wichtigen Treiberamtes, als ein neuernannter Ordensritter auf das funkelnde Kreuz an der Brust, schritt ich in größter Ernsthaftigkeit, mit wichtiger Miene vor mich hinsehend, an den trauernden Schulkameraden vorüber, denen solch ein glückliches Loos nicht zugefallen war. Schon im ersten Feldtriebe hieb mich der Oberjäger unbarmherzig durch, weil ich in meinem unbezähmbaren Eifer die Treiberlinie um ein Paar Schritte übereilt hatte; im nächsten Holztriebe rannte mich ein flüchtiger Rehbock, dem ich im dichten Stangenholze nicht schnell genug auswich, mit solcher Gewalt zu Boden, daß ich eine geraume Zeit ohne Besinnung in gestreckter Länge auf dem Rücken lag. Aber was achtete ich der gesalzenen Hiebe, was der unsanften Berührung des blindrennenden Rehbocks!

Ich fühlte nur das unschätzbare Glück, mit meiner rastlosen Klapper, mit meinem unbändigen Geschrei das Höllengelärme von achtzig Treibern vermehren und einen riesig-großen Fuchs sieben volle Stunden auf der wundgedrückten Schulter am Treibstocke mitschleppen zu dürfen.

Die mannigfaltigen Freuden, welche Frühling, Sommer und Herbst uns Schulknaben gebracht hatten, wurden von denen des Winters beinahe noch übertroffen. — Welch sehnsuchtsvolle Erwartung des ersten Frostes, des ersten Schnees, der ersten Eisdecke auf dem nahen Mühlteiche! — War der Schnee gefallen auf die frostharte Erde, reichlich genug, wie wir seiner bedurften zu unsern winterlichen Freuden, war an Feiertagen der nachmittägige Gottesdienst, an Werktagen die Schulstunde vorüber, dann stürmten wir, schreiend vor Lust, nicht Kälte, nicht Schneegestöber achtend, den kleinen Schlitten am Stricke nachschleifend, hinan den Zelterberg, eine sandbodige, ganz unbebuschte, steile Höhe, nur ein Paar hundert Schritte vom Dorfe entfernt. — Auf der Spitze angekommen, setzten wir uns auf die Schlitten, eine gleiche Linie bildend, die Füße gerade ausgestreckt, mit kindischer Ungeduld das Zeichen zur Abfahrt vom rechten Flügel aus dem Munde des Aeltesten unserer Genossenschaft erwartend. — Eins! — Zwei! — Drei! — und nun sausten wir die steile Höhe hinab, in jeder Hand einen kleinen, vorne gespitzten Stab, und damit den Schlitten zum geraden Laufe lenkend. — O Freude, — o Gelächter und Jauchzen, wenn dort Einer vom Schlitten purzelte, ein Anderer den Berg hinabkugelte, ein Dritter in einer Schneetiefe versank.

Hatte sich der Mühlbach mit einer tragenden Eisdecke bekleidet, dann verwandelte sich das Schlittenfahren, die Zelterberger Rutschparthie, in die Unterhaltung mit Schleifen, in welcher Kunst uns der Sohn des gräflichen Flurwächters, ein beurlaubter Tambour, Unterricht gab, auch die Schlittschuhe, deren er mehrere Paare besaß, dazu herlieh, gegen Bezahlung von drei Kreuzer für drei Stunden langen Gebrauch.

Zum Zwischenspiel wurden kolosale Schneemänner aufgethürmt. —

Gewöhnlich schlossen sich die Winterfreuden mit der mühesamen Aufführung eines langen, dicken, hohen Schneewalles, hinter welchem wir uns die Festung dachten, und mit einer Schneeschlacht. — Der kleinere Theil unsers Rudels bildete die Besatzung des Walles, der größere den stürmenden Feind. — Die Stelle der Säbel, Musketen, Bajonets und des Geschützes vertraten fest gedrückte, mehr denn faustgroße Schneeballen, an deren wirkende Kraft Mancher von uns durch eine derbe Kopfbeule, ein blaues Auge, eine geschwollene Nase mehrerer Tage hindurch sehr unlieb erinnert wurde. — Jede feindliche Parthei hatte ihren Commandanten, die stürmende noch überdieß ihren Trompeter, den jüngsten Sohn unsers Dorfhirten, der, so oft wir Soldaten im größern Style spielten, das heißt, in zwei sich gegenseitig bekriegende Mächte uns theilten, gegenwärtig seyn mußte, um auf seinem Kuhhorne, welches die Stelle der Trompete vertrat, die Signale zum Angriff, zum Rückzug, zur Erneuerung der Schlacht oder zum Davonlaufen zu geben, — wobei er, ein großer Hasenfuß, immer der erste war. Heute im Solde dieser, morgen in dem der andern Parthei, wurde er für seine geleisteten Dienste jederzeit nach geschlossenem Frieden von den beiden versöhnten Mächten großmüthig belohnt, gewöhnlich mit einem Geschenke von zwei Kreuzern, in außerordentlichen Fällen aber, besonders wenn er auf der Flucht von den Siegern eingeholt und in der Kampfeshitze durchgeprügelt wurde, sogar mit einem Groschen, welche Kriegszahlung durch eine allgemeine Collecte zusammengesteuert wurde, bei deren Entrichtung gar Viele, — worunter öfters auch ich, ein ziemliches Häufchen Brodkrumen durchstöbern mußten, um den in bescheidener Zurückgezogenheit verborgenen Pfennig in Vorschein zu bringen. —

Das waren die Spiele und Freuden meiner Knabenzeit. — Das waren die harmlosen Genüsse jener Tage, deren Vergegenwärtigung mir im Laufe der vielen und inhalt-

reichen Jahre, welche mich von ihnen geschieden und den blühenden Knaben in einen gealterten Mann verwandelt haben, noch so manche angenehme Stunde geschaffen hat und mit Gottes Hülfe noch einige Jahre hindurch schaffen wird. Den zarten Funken der Erinnerung an sie, welcher in meiner Seele immer und immer glimmt, hatte der Anblick der spielenden Jugend auf dem Eschenfelder Rasenplatze zur hellaufleuchtenden Flamme angefacht. Ich lehnte mich so lange aus der Kutsche, als mein Blick dieses muntere Völkchen erreichen konnte, und als eine Biegung der Strasse, dann ein bebuschter Hügel zwischen den Spielplatz und mein Auge traten, da drückte ich mich in die Wagenecke und schloß die Augen, um durch die Hallen der Vergangenheit einen lieben Gang voll freundlicher Erinnerungen zu machen. —

2.

»Da kommt Einer, der mit vier Hengsten zur Schranne fahren könnte, statt auf dem Schubwagen nach dem Zuchthause fahren zu müssen. — Dem will ich Platz machen,« — rief mir mein Postillon in einer Achtelswendung zu, und lenkte aus dem Fahrgleise. —

Wenige Augenblicke darauf fuhr im Schritte ein Bauerwagen an mir vorüber. Auf einem quer über den Wagen befestigten Brette saß ein Mensch, dessen Anblick mich mit Grauen vor seinem Aeußern, mit Schmerz über das Loos, welches nun seiner harre, erfüllte. Der Unglückliche sah eben so schreckhaft als anwidernd aus. — Ein alter, schmutziger Filzhut mit schmaler Krempe saß etwas zur Seite auf dem dicht- und verworren-behaarten Kopfe. Ein struppiger, rabenschwarzer Lippen- und Backenbart umstarrte das häßliche, bockennarbige, todtbleiche Gesicht, aus welchem mir ein Paar kleine, feurige Augen entgegen blitzten, die eine furchtbare Tücke, die höchste Frechheit, ein ganz verwilder-

tes Gemüth verriethen. Der Anzug des Gefangenen war mehr einem Ueberwurf von zusammengenähten Lumpen, als einer menschlichen Bekleidung zu vergleichen. Den Leib umfaßte ein breiter Eisenring, rückwärts mit einer Kette verbunden, welche mit der der Fußschellen an der Langwied zusammenlief, woran beide mit einem großen Schlosse befestigt waren. Daumschrauben fesselten beide Hände an einander. — Im Rücken des Arrestanten saß ein Gerichtsdiener, mit Säbel und kurzem Doppelgewehr bewaffnet. Ein Landdragonener ritt mit blanker Klinge dicht hinter dem Wagen, und zur Seite desselben lief ein großer, zottiger Fanghund. — Solche Fesseln und solche Bewachung sagten mir zur Genüge, welch ein gefährlicher Verbrecher dieser Gefangene sei. —

»Das ist der Bergtoni,« — belehrte mich mein Postillon — »also genannt nach seinem frühern Besitzthum, einem Einödhofe auf einem hohen Berge, bei Waltenstetten, eine gute Stunde von hier. — Sein rechter Name ist Anton Dachberger. Wenn es Euer Hochwürden nicht für ungut nehmen, so will ich Ihnen erzählen, wie es gekommen ist, daß dieser Bergtoni aus einem wohlhabenden Bauer ein Bettler, und aus diesem für seine ganze Lebenszeit ein Zuchthäusler geworden ist.« —

Aus des Postillons weitläufiger Erzählung überliefere ich hier nur die Hauptpunkte, welche aber klar beweisen, was aus dem Menschen werden, wie tief er an Leib und Seele sinken kann, wenn er das Unglück hat, von der Tugend und von Gott zu weichen, einem lastervollen, sündhaften Leben sich hinzugeben und taub zu seyn gegen die warnende Stimme des Gewissens und gegen die liebevollen Ermahnungen des Priesters, die den Sünder auffordern, der Reue das Herz zu erschließen, Buße zu thun und dann als ein Gebesserter die Pflichten des Christen mit Liebe und Eifer, im Geiste und in der Wahrheit zu erfüllen. —

Anton Dachberger hatte schon in seiner zarten Jugend das Unglück, von seinen Eltern nicht so geleitet und überwacht zu werden, wie von Eltern Vernunft und Christen-

pflicht erheischen. — Der Vater bekümmerte sich nicht um Anton, sein einziges Kind, und die Mutter verhätschelte ihn durch Affenliebe.

Eltern müssen sich die Sorge für das leibliche und geistliche Wohl ihrer Kinder sehr angelegen seyn lassen. — Die Sorge für das leibliche Wohl der Kinder beschäftigt die Eltern mit deren Ernährung und Kleidung, mit Ueberwachung ihrer Gesundheit, und mit dem Bestreben, sie etwas Nützliches zu lehren und lernen zu lassen, damit sie einst selbst ihr Brod auf ehrliche, gottgefällige Weise erwerben. Um aber mit dem leiblichen Wohl ihrer Kinder auch deren geistliches nach Pflicht und Gottes Willen zu besorgen, müssen die Eltern sie unter strenge Aufsicht nehmen, durch liebevolle und ernste Worte, durch gutes Beispiel, durch Belohnungen und Strafen frühzeitig vom Bösen abhalten und zur Tugend, Nächstenliebe und Gottesfurcht hinleiten, vorzüglich aber ihr Herz und ihren Geist in Sittlichkeit und Religion befestigen; denn es steht geschrieben bei Eph. 6, 4.: »Ihr Väter, erziehet sie in der Zucht und im Unterricht des Herrn!« — Anton wurde gekleidet und ernährt; das war aber auch Alles, was für sein leibliches und geistliches Wohl geschah.

Der alte, gebrechliche, seit Jahren an das Krankenlager gefesselte Pfarrer von Walterstetten war gestorben. Sein Nachfolger, ein junger, kräftiger Mann, für die sittliche, geistige und religiöse Bildung der seiner Seelsorge übergebenen Jugend vom schönsten Eifer beseelt, fand auf der Liste der schulpflichtigen Kinder den neunjährigen Anton Dachberger, aber er sah ihn nie in der Schule. Von diesem Augenblicke an mußte Bergtoni täglich die Schule besuchen, aber unzählige Mal von dem Walterstetter Flurwächter, der für dieses Dorf auch die Dienste eines Polizeidieners versah, aus dem väterlichen Hause in die Schulstube geführt werden, wo jederzeit eine derbe Strafe ihn erwartete, da die liebevollsten, vernünftigsten Vorstellungen, selbst herzliche Bitten und Geschenke, die ihm der Pfarrer und Schullehrer zur Aufmunterung ertheilten, an diesem lern-

scheuen, herz- und schamlosen, tückischen, liederlichen, verstockten Knaben fruchtlos blieben.

Als Bergtoni neunzehn Jahre alt war, starb sein Vater. Auf dem Hofe lastete keine Schuld. Die Wohngebäude befanden sich im beßten Zustande, der Viehstand war zahlreich und werthvoll; das Besitzthum an Aeckern, Wiesen, Weidenschaft und Waldung bestand aus mehr denn 200 Tagwerken. —

Bergtoni heirathete eine junge, schöne, aber durch Unwirthlichkeit und Putzsucht, Tanzlust und Ausschweifungen berüchtigte Dirne. Wenige Tage nach seiner Verehelichung war die erste seiner schändlichen, gottlosen Handlungen, daß er seine alte, gichtleidende, einer eignen Wärterin bedürftige Mutter aus dem Hause stieß, ja selbst darben und im Elende schmachten ließ, bis er von der Obrigkeit gezwungen wurde, einen, seinem Vermögen angemessenen Unterhalt, in Geld, Getreid und Holz bestehend, an seine verstossene Mutter jährlich zu entrichten. —

Im Buche der Weisheit und Wahrheit, in den hochwichtigen Sprüchen Salomons, sagt der 17. Vers des 30. Kapitels: »Wer seinen Vater verspottet und seine Mutter verachtet, dem sollen die Raben am Bache die Augen aushacken und die jungen Adler ihn auffressen.« — Toni hatte als Knabe und Jüngling seinen Vater durch ein freches, grobes, absichtlich beleidigendes Betragen, selbst durch thätliche Rohheit unzählige Mal an Seele und Leib mißhandelt; er hatte als Mann und Hofbesitzer seine Mutter über die Schwelle seines Hauses gestossen, und die alte, hülflose Frau dem größten Elende preisgegeben. — Was der Weise den Kindern, welche sich an ihren Eltern versündigen, bildlich droht, das hat sich an Bergtoni zwar in anderer, aber in nicht minder schwer und gerecht strafender Gestaltung verwirklicht. —

Am Schlusse des dreizehnten Jahres nach Uebernahme seines Elterngutes, welches einen reinen Werth von 30,000 fl. hatte, und, wie schon früher gesagt, mit keiner Schuld

belastet war, — wanderte Anton Dachberger am Bettelstabe aus seinem Hause. Ein Bündelchen mit einiger Leibwäsche, ein Beutelchen, worin einige Groschen, war seine ganze Habe, sein ganzes Vermögen. —

In dreizehn Jahren hatten Liederlichkeit, Arbeitsscheue, Gastereien, Spielsucht, Prunk, Völlerei, Kleiderpracht und die unsinnigste Verschwendung dieses große Vermögen gänzlich verschlungen. —

Beide Eheleute trugen gleiche Schuld; sie überboten sich an kostspieliger Lebensweise, an leidenschaftlichen Hang zum Genusse der theuersten Vergnügungen. Als Toni den größten Theil des Hofes zertrümmert, den andern nebst den Wohngebäuden an einen Bauer aus Walterstetten verkauft und, unter gerichtlicher Aufsicht, von dem Erlöse aus Zertrümmerung und Verkauf seine Gläubiger bezahlt hatte, war ihm noch eine Summe von 850 fl. und einiger Vorrath an Betten, Zinn und Kupfer, an Leinwand und schönen Kleidungsstücken geblieben. Schon war der Tag anberaumt, an welchem das Dachberger'sche Ehepaar den Hof verlassen sollte. Aber in Redling, einem großen, fünf Stunden vom Dachbergerhofe entlegenen Dorfe, wurde eine Hochzeit, ein Kegelschieben, ein Pferdrennen und ein Scheibenschießen gehalten. Solche Unterhaltungen waren zu reizend, zu anlockend für den Bergtoni, um sie ungenossen zu lassen. Mit zweihundert Gulden in der Leibgurte eilte er dem ersehnten Freudenplatze zu, im Stillen sich sehr wundernd, daß sein Eheweib, jedem Kirchweihfeste, jeder Tanzmusik, jeder Lustbarkeit im Umkreise von vielen Stunden sonst unaufhaltbar beiwohnend, ihn dießmal nicht begleitete. —

Aber dazu hatte die rechtschaffene Ehefrau eine wichtige Ursache. Kaum war Toni ein Paar Stunden vom Hause fort, als ein vertrauter Jude, der mit ihr schon viele Geschäfte im Geheimen gemacht und auch für dieses letzte vor einigen Tagen genaue Abrede mit ihr getroffen hatte, mit seinem Wagen am Dachbergerhofe anfuhr und Alles, was an Einrichtung noch vorräthig war, fortführte. —

Mit Eintritt der Nacht verschwand die Frau. — Bis zu dieser Stunde war es den Gerichten nicht gelungen, von ihr auch nur die geringste Spur aufzufinden.

Bergtoni hat im Lande mehrere, zerstreut wohnende Anverwandte, die alle begütert, mehr oder minder wohlhabend sind. Bei ihnen suchte er Unterstützung, fand aber größtentheils kalte Aufnahme und geringe Hülfe. — Wo ihm Kost und Wohnung für längere Zeit zugesichert wurden, da hatte er durch Rohheit, Spielsucht, Betrunkenheit und liederliche Ausschweifungen die Hausordnung schon nach wenigen Tagen so arg verletzt, daß der Vetter, der Schwager, die Base — ihm ein Almosen gab und die Thüre wies. —

Auf seinen Bettelzügen war er bis an den Rhein, in die Nähe der Stadt Deutz *) gekommen, wo ein Bruder seiner Mutter als Pfarrer lebte, der als ein eben so reicher als gutherziger Mann ihm gerühmt wurde. Er fand auch wirklich eine Aufnahme, wie sie ein geliebter Sohn im Hause des liebenden Vaters findet.

Der Bösewicht spielte hier die Rolle des Scheinheiligen, lebte äußerst nüchtern und sittsam, besuchte täglich die Kirche und wußte sich so zu verstellen, daß ihn sein Oheim auf's innigste liebte, und ein Testament machte, worin er seinen Neffen, Anton Dachberger, zum Universalerben seines bedeutenden Vermögens ernannte, welches größtentheils in ausgeliehenen Kapitalien bestand. —

Der ehrwürdige Priester, wenn auch schon ein Greis, hatte durch Mässigkeit, stärkende Bewegung und angenehme Beschäftigungsweise seine Gesundheit so befestigt, daß er zur Erreichung eines hohen Alters eine ganz begründete Hoffnung haben durfte. Dem von seinem Gewissen, von der Tugend, von Gott abgefallenen Sünder wäre es nicht möglich gewesen, nur noch ein einziges Jahr, wie viel weniger also noch mehrere — in dem erborgten und ihm verhaßten Kleide

*) Deutz am Rhein, eine schöne, stark befestigte Stadt, Köln gegenüber und durch eine Schiffbrücke mit Köln, der alten Colonia Agrippina verbunden.

der Sittsamkeit, Demuth, Nüchternheit, Andacht und eines sittenvollen Betragens einherzugehen; sein wilder, ausschweifender Sinn, seine Begierde nach geräuschvoller Lustbarkeit, nach Spiel, Tanz und Zechgelagen, seine unstillbare Sehnsucht nach Genossen seines Gelichters erzeugten in seiner bodenlos-verdorbenen Seele den teuflischen Gedanken, den Oheim, welcher aus Liebe zum Neffen so schwach, so unvorsichtig gewesen war, ihn mit dem Inhalte des Testaments bekannt zu machen, zur Eintreibung der ausstehenden Gelder zu verleiten, sobald eine große Summe im Hause sei, den guten Greis zu morden, und dann mit dem geraubten Gelde nach Frankreich zu entfliehen. — Es gelang ihm auch, den leitbaren Greis auf eine feine Weise dahin zu bringen, wohin der Bösewicht ihn haben wollte.

Schon war der Tag sehr nahe, an welchem ein Kapital von 12,000 fl. an den Pfarrer heimbezahlt werden sollte, worauf Ermordung und Flucht gefolgt wären, als Toni nächtlicher Weile sich aus dem Pfarrhofe schlich, um in einer verrufenen Dorfschenke außerhalb des Dorfes, wo immer liederliches Gesindel sich aufhielt, nach längerer Enthaltsamkeit wieder einmal auf seine liebste Weise, nämlich mit Kartenspiel, in rohester Lustigkeit und in unmässigem Trinken eine Nacht hinzubringen. —

Aber es sollte noch schlimmer kommen. —

Bergtoni verstand die Gaunersprache *), ohne zu erkennen zu geben, daß er sie verstehe. Zwei höchst verdäch-

*) Sie heißt auch das Rothwälsch, die Jenische Sprache, und ist eine aus gemeinen hochdeutschen, jüdischen, deutschen und selbstgemachten Wörtern gemischte Sprache, deren sich die europäischen Zigeuner, Bettler und Diebe bedienen, um von Andern nicht verstanden zu werden. Als ihre Erfinder nennt man die Juden. — Schon zu den Zeiten Karls V. war die Jenische Sprache in Deutschland bekannt. — Unter dem Titel: Chochemer Boschen ist 1832 von J. K. von Train ein Wörterbuch der Jenischen Sprache erschienen, welches, seiner umfassenden, gründlichen Bearbeitung wegen, von den Criminalgerichten als sehr brauchbar angerühmt wird.

tig aussehende Menschen, die in der Schenke an seinem Tische saßen und etwas betrunken waren, besprachen flüsternd ihr Vorhaben, den Sack mit 400 fl., welche der Schenkwirth in der obern Stube unter einem Brette hinter dem Ofen verwahrt habe, in folgender Nacht zu stehlen. Unter dem Vorwande, sich unwohl zu fühlen, verließ Toni, dessen scharfes Ohr die Abrede vernommen, die Schenkstube, um noch in dieser Stunde das zu unternehmen, was die beiden Gauner in der nächsten Nacht vollbringen wollten.

Schon hatte sich Toni des Geldes bemächtigt, schon schlich er dem Fenster zu, um auf dem Wege, mittelst dessen er in die obere Stube gekommen war, sich aus ihr unbemerkt zu entfernen, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und der Schenkwirth mit dem Rufe: »Halt, Spitzbube!« — auf Toni lossprang, ihn bei der Kehle packte und nach der Thüre schleppte.

Mit einem matt gestöhnten: »Jesus, Maria und Joseph!« — sank der Schenkwirth zu Boden; er athmete nicht einen Augenblick mehr. Toni hatte ihn mit seinem scharfspitzigen, langen Stilet mitten durch das Herz gestochen. Der Mörder entsprang durch das Fenster. —

Die schauderhafte Bahn des Raubes und Mordes war nun betreten, und Bergtoni, der mit dem geraubten Gelde entflohen und, ungeachtet seiner Verfolgung durch Steckbriefe, die Nähe seiner Heimath unentdeckt erreicht hatte, wandelte auf ihr so schrecklich rasch fort, daß er in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren, welche er, als Anführer einer Räuberbande, mit Einbrüchen, Strassenraub, Mord und Brandstiftung hingebracht, aber gerade am Schlusse des zweiten Jahres seiner Raub- und Blutthaten bei Auskundschaftung einer Gelegenheit zum Einbruch in eine Mühle, nahe bei Walterstetten, von dem dortigen Flurschützen erkannt und verhaftet wurde, so viele und schwere Verbrechen begangen hatte, um vollkommen reif zu seyn zur Erstehung der härtesten Strafe, welche in Tonis Vaterland, wo das Gesetz keine Hinrichtung gestattet, nur über die schwersten Verbrecher verhängt wird. —

Anton Dachberger wurde in seinem zwei und dreißigsten Lebensjahre zur Erstehung lebenslänglicher Kettenstrafe bei schmaler Kost und unterirdischer, abgesonderter Einkerkerung im Zuchthause zu Partenstein verurtheilt. — Auf der Ablieferung dahin war mir der Unglückliche begegnet. —

»Der Bergtoni und ich,« — fügte mein Postillon seiner Erzählung bei, — »wir gingen zusammen in die Schule. Oefters sagte ich zu meinen Schulkameraden: »Merkt wohl auf, was ich jetzt prophezeie, und ihr werdet erleben, daß ich recht habe: Der Bergtoni nimmt ein schlimmes Ende!« Ich sagte das nicht, Hochwürdiger Herr! wegen seiner Faulheit im Lernen; denn er war schon zehn Jahre alt und konnte noch nicht buchstabiren; auch nicht wegen seiner Bosheit und Heimtücke, seines Naschens und Geldverschleuderns, wegen seiner Rauflust und Rachsucht, sondern aus dem Grunde machte ich die Prophezeiung, weil er das schlechteste, gefühlloseste Herz hatte, weil er der grausamste Thierquäler war. Von diesem Toni, der damals noch ein spannhoher Bub gewesen, könnte ich Euer Hochwürden Thierquälereien erzählen, worüber Ihr Herz bluten würde. Unser Schullehrer, ein strenger Mann, hatte auf den Berg-Toni ein scharfes Augenmerk; er ging ihm öfters heimlich nach; alle Schulkinder, von der untersten Abtheilung bis zur höchsten hinauf, bekamen den schärfsten Auftrag, jede Thierquälerei, welche sie den Bergtoni verüben sähen, alsogleich anzuzeigen. Es verging keine Woche ohne solche Anzeige. Da wurde Toni Tage und Nächte hindurch bei Brod und Wasser in den Schulhauskeller gesperrt; er mußte auf Erbsen stundenlang knien; er wurde mit Ruthen bis auf's Blut gepeitscht. Alles half Nichts; nach ausgestandener Strafe, wobei er immer die Zähne zusammen biß, aber nie um Verschonung bat, oder Besserung gelobte, trieb er die Thierquälerei meistens ärger als zuvor. — Wenn ich ein Thier quälen sehe und kann ihm zur Hülfe nicht beispringen, so zittert mein Herz aus Mittleiden und Zorn. Der gute Gott liebt ja nicht blos die Menschen, sondern auch die Thiere und zeigt seine Liebe dadurch, daß er sie

alle täglich nährt und erhält. Ich habe in der Schule gelernt, daß der Mensch, wenn er Gottes heiligen Willen vollkommen zu erfüllen trachtet, denselben nicht nur an seinem Nächsten, sondern auch an den vernunftlosen Kreaturen ausführen soll, denn Gott will, daß der Mensch gegen die Thiere barmherzig sei, daß er diejenigen, die er für sich gebraucht, gehörig ernähre und menschlich behandle. — Herr oder Knecht, — ich rede jetzt von meinem Stande, — der seine Pferde, sein Zugvieh, welches ihm das Brod gewinnen muß, nicht zu gehöriger Zeit füttert, oder gar hungern läßt, sei es mit Absicht oder aus Faulheit, ihm beim Ziehen oder Laufen mehr zumuthet, als es leisten kann, und sein hartherziges Verlangen durch Peitsche und Mißhandlungen erreichen will, der ist ein Thierquäler, ein Mensch ohne Gefühl und Religion.«

Mein Postillon sprach noch Mehreres über Thierquälerei; wie sie oft schon von Kindern ausgeübt werde, auf recht grausame Weise an den Vögeln und ihren Jungen, an Hunden und Katzen; wie solche grausame Lust gar oft fortwachse mit dem Knaben, mit dem Jüngling, und wie es sich durch die Erfahrung als unbestreitbar bestätige, daß Kinder, Knaben und Jünglinge, welche am Thierquälen ihre Lust haben, im Mannesalter gegen ihre eignen Angehörigen, gegen den Nächsten kalt, gefühllos, schadenfroh sind, und, im wilden Wohlgefallen an fremden Leiden, an den Menschen verhältnißmässig eben so hartherzig und grausam handeln, als sie Rohheit und Barbarei an den Schweinen ausgeübt haben. —

Was mein Postillon über die sündhafte Thierquälerei geredet, waren schlichte Worte begründeter Wahrheit, die aus einem Herzen kamen, welches unter dem groben Tuche der Postjacke so fromm und gefühlvoll schlug, wie man es nicht immer unter Sammet und Seide findet. —

»Hanns, schau nach dem Klausenberg hin, und laß Deine Schimmel gut auftreten, sonst kommst du wie eine gebadete Maus nach Parting!« rief vom nahen Felde her ein pflügender Bauer meinem Postillon zu, und trieb sein

Gespann nach dem seitwärts gelegenen Dorfe. — Hanns sah nach der bezeichneten Richtung hin. »Es ist so, der Hofbauer hat Recht,« — sprach er und machte mich auf eine weißgraue Wolke aufmerksam, welche im Westen die kahle Spitze eines hohen Berges zu umhüllen begann. —

»Setzt sich der Klausenberg eine Haube auf,« — fuhr Hanns fort, — »so haben wir ein scharfes Gewitter mit tüchtigem Regen, ehe drei Stunde, in's Land kommen. Gefahren bin ich bis daher, wie ein Karrenführer, schlecht, spottschlecht, weil Euer Hochwürden gleich beim Einsteigen gesagt haben, daß es nicht pressire, und ich meine Schimmel gar zu lieb habe. — Aber der Klausenberg mit seiner Wolkenhaube; und nach Parting ist noch eine starke Meile; da muß ein vernünftiger Postillon auftreten lassen. — Also, mit Verlaub, Euer Hochwürden!« — Ein rasches: »Hi!« — ein tüchtiger Peitschenknall, und die flüchtigen Pferde, im jugendlichen Uebermuthe mit zurückgelegten Ohren auf einander beißend, und aus den weit geöffneten Nüstern muthvoll brausend, griffen mächtig aus. Noch vor dem Verlaufe einer Stunde fuhr ich am Posthause zu Parting an.

3.

Auf meine Eröffnung, daß ich hier übernachte, rief der Postmeister, ein feiner, stattlicher Mann, die Kellnerin herbei, um mir ein Gastzimmer im obern Stock aufschließen zu lassen, weil die Zechstube, — wie er sagte, — von Fuhrleuten und reisenden Handwerksburschen überfüllt, daher in selber kein anständiger Platz für mich sei. — Nachdem ich meinen braven Postillon mit dem Trinkgelde begabt und der Hausknecht mit meinem wenigen Reisegepäcke sich beladen hatte, folgte ich der geschäftig voraneilenden Kellnerin, welche mir im obern Geschoße ein Zimmer öff-

nete, dessen Einrichtung zwar einfach, aber für die Bedürfnisse eines Reisenden so zweckmäßig und für ein Posthaus auf dem Lande so geschmackvoll eingerichtet, dabei so reinlich war, daß ich auf's angenehmste überrascht wurde.

Während die Kellnerin sich entfernt hatte, um mir, nach meinem Verlangen, eine Flasche Wein und etwas kalte Küche zu bringen, bemerkte ich im Auf- und Niedergehen eine halb geöffnete Seitenthüre und durch selbe am offenen Fenster des Nebenzimmers einen Mann und einen Knaben, beide in einfacher, doch mehr städtischer als ländlicher Kleidung. — Sie hatten mir den Rücken zugewendet und es schien, daß sie den Gang des herannahenden Gewitters beobachten wollten. — Nachdem ich mich mit einem Glase Wein und einem Stückchen Braten erquickt hatte, öffnete auch ich in meinem Gastzimmer das Fenster, um das Gewitter, ein mir jederzeit sehr ehrwürdiges und interessantes Schauspiel, in all seiner Majestät zu betrachten, und durch selbes der schönsten und erhabensten Gelegenheit zu neuer Bewunderung und Anbetung der Allmacht, der Stärke und Herrlichkeit des Schöpfers theilhaftig zu werden.

Die Schwülle der Witterung hatte ihren höchsten Punkt erreicht. Schmachtend senkten die Pflanzen das welke Haupt, die Bäume und Gesträuche die Spitzen der zarten Zweige; die Erde war auf Fußpfaden und grasigen Höhen in langen zackigen Rissen gespalten und dürstete nach Regen, um Erfrischung einzusaugen für die Wurzeln der Gewächse. — Ermattet und erschlafft, nach frischer Tränke lechzend, trabte schwerfällig mit hängendem Kopfe und kurzem, dumpfem Gebrumme und Geblöcke die Heerde der Rinder und Schafe vom dürren Anger nach den Ställen zurück. — Schon hatten sich auf mehreren westlichen und südwestlichen Stellen aus kleinen Wolken gigantische Massen gebildet, die immer rascher wuchsen; gleich schwimmenden Gebirgen lagerten sie sich am fernen Himmelsgewölbe, im hellen Scheine mit schneeig-weißen Spitzen, in verschiedenartiger Gestaltung felsenartig sich aufthürmend, bald wie kupfern leuchtend, dann in grünliche, schwarz untermengte, dann in dunkelröthliche

Färbung sich hüllend. — Die ganze Atmosphäre war mit trocknen Dünsten erfüllt. —

Das Gewitter hatte sich vorbereitet zu einer der großartigsten Naturerscheinungen, die als ein Zeuge der Allmacht und Allkraft Gottes dahinziehen solle über den verstummenden, von banger Angst erfaßten Erdball. — Jetzt ging das Gewitter in seine Ausbildung über. —

Immer finsterer ward der Himmel. Die Morven des nahen Sees schwärmten weißglänzend in raschen, zackigen Windungen unter dem dunkeln Gewölbe; im schießenden Fluge streiften die Schwalben dicht an der lechzenden Erde dahin; die Vögel bargen sich ängstlich unter dem dichtesten Laube der Gesträuche und Bäume; im Ablaufe des nahen Röhrbrunnens badeten sich mit geschäftiger Hast die Tauben des Dorfes. —

Ein leichter Wirbelwind zog über Fluren und Strasse dahin, vom vertrockneten Boden den feinen, in Säulen aufsteigenden Staub mit sich führend. — Im fernen Westen schlängelten sich in rascher Folge schlanke Blitze, vom dumpfen, fast ununterbrochenen Donner begleitet, durch die schwarz-grauen Wolken, die sich erdwärts senkten und vorwaltend gegen Nord-Ost ausbreiteten. — Bald flossen mehrere Wolken in eine Masse zusammen; einige stießen sich ab, neben und unter einander dahin ziehend. — Es umwölkte sich der größere Raum des Himmels; ein sanftes Wehen bewegte das Laub der Bäume; das Laub rauschte von einzeln fallenden, großen, schweren Tropfen, den Vorläufern der angeführten Regenmasse. Es erhob sich von Westen her in immer rascheren Schwingungen ein heftiger, oft wirbelnder, dann in einzelnen Stössen umsetzender, auf- und niederwärts sich bewegender Wind. — Er wurde zum Sturm; ein dunkler Regen strömte nieder; Feuerströme zerrissen die Wolken; das Haus erbebte unter den prasselnden Schlägen des Donners. —

In einem weißglühenden, das Auge blendenden Blitze, in einem furchtbaren Donnergekrach hatte sich über unsern Häuptern und für diesen Standpunkt das Gewitter entleert.

Hoch über den fallenden Regen zog, — nicht mehr vom Sturme gepeitscht, nur sanft bewegt von sanften Winden — das Gewölk in feierlich-stillem Zuge; das Strömen des Regens ward immer gemäßigter. Das Flammenmeer der Blitze verrann in einzelnes Leuchten und die prasselnden Donnerschläge wurden allmählig zum dumpfen Gerolle, langsam sich folgend, und nur noch vernehmbar aus weiter Ferne, wohin das Gewitter seinen Hauptzug genommen. Einzelne Wolkengebilde hoben sich; es begann die nächtlich-dunkle Himmelsdecke sich zu theilen, und die schönste, die friedlichste Naturerscheinung, ein Regenbogen, schmückte mit seinem sanften, lieblichen Farbenschmelze des Himmels azurne Wölbung. —

Ich sank auf meine Knie, anbetend in Allmacht, die Herrlichkeit, die Liebe des Vaters. —

Da erhob sich im Nebengemache eine Stimme, und ich horchte in stiller, süßer Freude auf jedes Wort der Stimme.

»Ich habe Dir, mein lieber Ferdinand,« — so sprach die Stimme klar und wohltönend, — »Gelegenheit gegeben, ein Gewitter genau zu beobachten, von seinem Auftauchen im fernen Westen bis zu seinem Dahinziehen über unsern Scheitel. — Von allen Erscheinungen im unermeßlichen Reiche der göttlichen Allmacht nnd von allen Einrichtungen der göttlichen Schöpfung, in welchen der fromme Mensch nicht blos das Angenehme und Nützliche, das Erhabene und Schöne bewundert, sondern eine Selbstopferung Gottes für des Menschen Geist und Seele dankbar erkennt, spricht keine mit solcher Kraft und eindringend an unser Gemüth, als ein Gewitter. — Während eines solchen — zieht es auch in furchtbar-drohender Gestaltung uns entgegen, fühlt sich der im Geiste und Herzen wahre Christ ruhig und froh, denn mit vollem Vertrauen auf Gott ruht er in Gottes Armen, und freuet sich im Flammenlichte der Blitze, im erschütternden Gerolle des Donners, im wildesten Brausen des Sturmes, der Nähe seines himmlischen Vaters; er fühlt nach dem Hingange des Gewitters in seinem ganzen We-

sen den heitersten Frieden, und seine Seele und sein Mund loben und preisen in Gedanken und Worten voll kindlichen Dankes die unendliche Güte, die wohlthätige Liebe, welche die lechzenden Fluren getränkt, die welkenden Pflanzen belebt, die erschlafften Menschen und Thiere zu neuer Thätigkeit erquickt und gestärkt hat.« —

»O mein Ferdinand,« — so ruhig und muthvoll der gottvertrauende Mensch in allen Verhältnissen des Lebens ist, eben so besonnen und furchtlos steht er aufrecht im furchtbarsten Kampfe der Elemente, im heftigsten Gewitter. Seine Seele und sein Geist sind erfüllt von Gottvertrauen und Gottverehrung, von innigster Erkennung der Allmacht und Liebe, der Herrlichkeit und Weisheit des Schöpfers, von Demuth und Anbetung. — Unverändert in seiner Seelenruhe, ohne Furcht und Bangigkeit ruft er unter dem entzügelten Toben des Gewitters: »O wie groß, wie unendlich groß bist Du, mein Gott, mein Vater!« —

»Hat im Laufe eines Gewitters Dein reines Auge, mein guter Ferdinand, auf dem Frommen geruht, mit süssem Wohlgefallen, mit dem edlen Wunsche, auch immer zu seyn, wie er ist, dann wende Deinen Blick hin auf den bösen Menschen, auf den bleichen Sünder, der zittert und bebt bei jedem flammenden Blitze, bei jedem rollenden Donner; der sich verkriecht in Felsenklüfte und Erdhöhlen, wenn Gott durch Blitze, Donner und Sturm zu den Menschen spricht in der erhabensten Sprache seiner Macht und Herrlichkeit. — Nicht ausgerüstet mit Kraft und Stärke, die nur in dem wohnt und waltet, der nach dem Willen Gottes thut und in Gottesfurcht und Nächstenliebe als wahrer Christ für das wahre Leben und den wahren Frieden lebt, zittert der muthlose Sünder für sein Haus, welches der Blitz zu entzünden, für seine Saaten, welche der Hagel zu vernichten droht. In knechtischer Angst verhüllt er seine Augen vor dem flammenden Leuchten des Blitzes, seine Ohren vor dem Rollen des Donners. Bebend fragt er sich: »Ist die Stunde des Gerichtes gekommen?« — Von der Nacht des Gewissens auf die schlotternden Knie niedergedrückt, stam-

melt er furchterpreßte Verheißungen des tugendhaftesten Wandels, des andächtigsten Besuches der Kirche, der freigebigsten Unterstützung dürftiger Mitmenschen. — Aber es flammen keine Blitze, es heulen keine Stürme mehr, das Gewitter ist hinüber, die Gefahr verschwunden. — Und der gebeugte Sünder richtet sich auf mit frechen Blicken, er jauchzt in roher Freude; er kehrt raschen Schrittes zurück zu seinem lasterhaften Treiben und denkt nicht mehr an seine Verheißungen, welche nicht ein heilvoller Gedanke an Gott und Zukunft erzeugt, sondern nur die Sünderangst ihm abgepreßt hat; — er denkt nicht mehr an den Willen Gottes, der den Menschen durch Jesus geoffenbaret wurde.«

»Ich habe Dir, mein Ferdinand, das Bild des ruhigen, muthvollen Frommen, und das des feigen Sünders mit wenigen, aber wahren Zügen entworfen. — Willst Du im furchtbaren Wüthen des heftigsten Gewitters, wie unter allen Stürmen und Gefahren des Lebens ein Herz voll Ruhe, Muth, Standhaftigkeit und reiner Heiterkeit bewahren, willst Du in Deinem Leben und Walten Wohlgefallen vor Gott finden, so wandle nur immer mit dem Frommen, und mache Dein Herz zu einem Tempel der Andacht, der Ergebung in den göttlichen Willen, des Vertrauens auf Ihn, den himmlischen Vater; mache Dein Herz zum Tempel der gottgeweihten Liebeswerke, die Du mit Eifer und Wärme vollbringst zum leiblichen und geistlichen Wohl Deiner Mitmenschen.« —

»Bleibe Gott in Liebe getreu; ist die Liebe zu Gott in Dir, so bist Du in Gott, und dadurch ausgerüstet mit der geheiligten Kraft, unter dem Toben des Gewitters, umflammt von Blitzen, umbraust vom Donner freudig und furchtlos Den zu preisen, dessen Hauch das furchtbarste Gewitter wie den Duft der Lilie, das verschlingende Erdbeben, wie das eintägige Insect, die verheerende Pest, wie das bescheidene Veilchen zu schaffen vermag. — Hat der Blitz Deine Wohnstätte eingeäschert, der Sturm Deine Fruchtbäume gebrochen, der Hagel Deine Fluren vernichtet, dann blicke nach Oben mit der Ruhe, mit der Ergebung des

wahren Christen, schlage an Deine gottvertrauende Brust und sprich in vollem Gefühle kindlicher Demuth: »Herr, Du hast es gethan, und was Du thust, das ist wohlgethan!«

Ich aber flehe: »Vater im Himmel, segne diese Stunde, und lasse den Saamen, den ich jetzt gesäet, immer und immer ein gutes Erdreich finden.« —

Hier schwieg die Stimme. —

Ich war im Innersten ergriffen von den einfachen, aber so wahren, so religiösen Worten, die nur ein reines, gottergebenes Gemüth zu sprechen vermag. — Freimüthig schritt ich an die noch immer halb geöffnete Seitenthüre, um die Bekanntschaft des Mannes zu machen, aus dessen Munde ich so Frommes und so Rührendes vernommen. —

Eben wollte ich über die Schwelle treten, als sich der Mann vom Fenster hinweg gegen mich wandte. Wir blickten einander an; ich glaubte im ersten Augenblicke meinen Augen nicht trauen zu dürfen; es war dem Manne eben so; von freudiger Ueberraschung wie an unsere Stelle gebannt, standen zwei vieljährige Freunde sich gegenüber. —

»Herr Arnold, wie, treffe ich Sie hier?« —

»Herr Pfarrer Lohmayer, wie kommen Sie hieher?« — Mit diesen, in einem und demselben Augenblicke gesprochene Ausrufungen reichten wir uns die Hände. — Herzlich war die Freude unsers Wiedersehens, unsers Zusammentreffens an einem Orte, wo wir uns zu finden wohl nie geglaubt hatten. Ich verlangte sehr nach einem traulichen Geplauder mit dem wackern Mann und lud ihn auf mein Zimmer. Freudig nahm er die Einladung an. Ein Wink von ihm entfernte den Knaben, des Postmeisters Söhnlein. Ich setzte Stühle an das offene Fenster und nachdem ich meinem Freunde mit wenigen Worten gesagt, daß ich eine Geschäftsreise nach Prag zu machen habe, und von dem Gewitter veranlaßt worden sei, in diesem Posthause zu übernachten, bat ich Herrn Arnold um Mittheilung, wie es komme, daß wir uns an diesem Orte finden, der so ferne von unserer Heimath gelegen sei, und ob er sein früheres

Vorhaben, in seiner Geburtsstadt eine Tabakfabrik auf eigne Rechnung zu führen, in Ausführung gebracht habe. —

»Es möchte wohl bald ein Jahr seyn,« — sprach Arnold, — »daß wir uns zum letzten Mal gesehen. Damals, Herr Pfarrer, kannten Sie mich als Buchhalter der Mannfeld'schen Tabakfabrik in Sontheim; jetzt finden Sie mich als Schullehrer in Parting.« —

»Ist es möglich?« — rief ich mit großem Erstaunen. — »Sie, Herr Arnold, ein so geschickter Kaufmann, im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens — und berechtigt zu allen Ansprüchen auf ein Leben voll Annehmlichkeit in ihrer ruhigen, geregelten Stellung als Buchhalter, oder als Besitzer einer eignen Fabrik, welche Ihren Kenntnissen, Ihrer Thätigkeit, Ihrem wohlthätigen Herzen ein so raumvolles Feld, zu wirken und Gutes zu thun, darbietet. — Sie sind Schullehrer? — Sie haben sich einem Stande gewidmet, der allerdings ein sehr wichtiger, ein höchst achtungswürdiger, aber auch ein höchst beschwerlicher ist, besonders für einen Mann, der nicht von den Studienjahren an sich damit vertraut gemacht hat, sondern erst im gereiften Alter ihn antritt? — Herr Arnold, — ich erstaune darüber eben so sehr, als ich Gründe habe, zu befürchten, daß die Zeit der Reue über Ihre Standeswahl nicht ferne seyn möchte.« —

Mit ruhigem Lächeln, mit einem Blicke, der deutlich sagte, daß die innige, die freudigste Ueberzeugung, einen guten Theil erwählt zu haben, sein Innerstes erfülle, entgegnete Arnold:

»Wie schön, wie groß, — wie wichtig ist der Beruf des Schullehrers! — Den Samen des Guten für kommende Geschlechter in die empfänglichen Herzen lieber Kinder zu säen, die zarte, heilige Saat, zu den schönsten Hoffnungen ersprießend, mit Eifer und Umsicht, mit treuer Liebe und standhafter Geduld zu pflegen und dadurch segenvoll auf Gegenwart und Zukunft einzuwirken, das ist der hochwichtige Beruf des Schullehrers. Was schön und herzerhebend, was gut und nützlich ist, was zum irdischen Wohl,

was zum Seelenheil führt, das lehrt die Schule. — Von der Vortrefflichkeit und dem unschätzbaren Nutzen des Unterrichts sagte schon Salomo in den Sprüchen der Weisheit: »Bei mir, (nämlich beim Unterricht), — ist Reichthum und Herrlichkeit; meine Frucht ist besser als Gold und Edelstein; was ich gebe, ist wünschenswerther, als das feinste Silber.« —

»Den Geist des Kindes mit Kenntnissen zu bereichern, wodurch es sich einst sein Brod ehrlich erwerben und dem Nächsten ein nützlicher Freund seyn kann; — das Herz des Kindes für das Schöne und Gute erglühen zu machen, um sich zu schmücken mit den Schätzen der Tugend und Gottesfurcht, — dieß ist der zweifache, inhaltreiche Zweck des Lehrers. — Lesen, Schreiben und Rechnen sind nicht so kleine, geringfügige Zweige des Unterrichts, als sie in manchem befangenen Auge gelten mögen. Das Kind lernt richtig, dabei mit Fertigkeit lesen. Gerade durch diese, vielleicht Manchem gering scheinende Kunst gewinnt der Mensch die werthvollen Mittel, sich mit Lehrbüchern in jedem Fache des nothwendigen, mit den wissenschaftlichen Werken berühmter Männer aus der vergangenen, wie aus der gegenwärtigen Zeit, mit den heilsamen Schriften der Religion bekannt zu machen, und aus ihnen die herrlichsten Früchte für Geist und Seele zu sammeln. — Das Kind lernt schreiben und bereitet sich dadurch für spätere Zeit die wesentlichen Vortheile, seine Gedanken und Wünsche, seine Anliegen und Entschlüsse gleichsam körperlich sichtbar zu machen, durch Buchstaben, dem Papiere einverleibt, mit Menschen in fernen Welttheilen zu verkehren, seinen Namen auf die Nachwelt überzutragen. — Das Kind lernt rechnen, und der Besitz der Kunst, nach ihren Regeln eine Zahl zu finden, gewährt unzählige und unschätzbare Vortheile, deren sich der Rechnungskundige für seine eignen Angelegenheiten, wie für die seiner Mitmenschen zu erfreuen hat. In der Schule lernt der Mensch seine Muttersprache kennen und richtig sprechen; er wird mit der Ursache bekannt, warum er so liest, so schreibt, so spricht. — In der Schule wird

der Mensch mit der heiligen Religion und ihrem wahren Bilde vertraut; er wird eingeweiht in die Seelenwohlthaten, in die heiligenden Gaben, in die reichen Segnungen, welche mit der unerschöpflichen Sorgfalt, mit der zärtlichsten Liebe einer Mutter, die Religion spendet, diese kräftige Stütze des irdischen Lebens, dieser geheiligte Stab, an welchem der Mensch auf dem Pfade des Guten wandelt, und durch diesen Wandel alle Bürden und Trübsale trägt, in seinen Leiden und Betrübnissen getröstet und gegen Wanken und Straucheln geschützt wird; die Schule lehrt und leitet zur heilvollen Erkenntniß, daß die Religion mit Banden der Liebe den Menschen an den Menschen fesselt, Feinde in Freunde umwandelt, am Sterbbette die Scheue vor dem Tode verbannt und mit weicher Hand dem Sterbenden die erloschenen Augen schließt, auf daß er dort für immer mit der reinsten Klarheit des Blickes lebe.«

»Und wer ist es, aus dessen Munde, aus dessen Geist und Seele dem Kinde die erste Lehre zum ersten Schritt auf der Bahn seines ganzen Lebensglücks zufließt? — Wer ist es, dem so viele Eltern ihre süßesten Freuden, oft ihre einzige Stütze im Greisenalter, oft ihre einzige Erhaltung in den Tagen der Gebrechlichkeit oder auf dem oft jahrelangen Krankenlager zu verdanken haben? — Es ist der Schullehrer, in dessen Hand und an dessen Herz der waltende Gott die Kinder gegeben hat, um sie unter Seinem Beistande und Segen durch angemessenen Unterricht zu ihrem künftigen Berufe vorzubereiten, ihre gesammten Anlagen auszubilden, in ihnen wahre Menschlichkeit zu entwickeln und in ihre zarten, weichen Herzen die heiligen Keime der Sittlichkeit und Tugend, der Nächstenliebe und Gottesfurcht, durch Lehre und Beispiel zu pflanzen.« —

»Um für die Ehre Gottes, für das zeitliche und ewige Wohl meiner Mitmenschen nach beßten Kräften zu leben und zu wirken, bin ich Schullehrer geworden. — Werden Sie, Herr Pfarrer, über meine Wahl dieses Standes auch jetzt noch staunen, oder darüber gar den Stab brechen?« —

»Davor behüte mich der liebe Gott,« — rief ich aus vollem Herzen und reichte dem wackern Arnold die beiden Hände hin, um die seinigen recht zärtlich zu umfassen. »Ich kann sie nur loben, ich kann nur Gott preisen, daß Er in die Seele eines so edlen Mannes den Gedanken, der Jugendbildung sich zu widmen, aus kräftiger Wurzel zur starken, heilbringenden Pflanze aufsprießen ließ. — Nicht unbescheidene Neugierde, sondern die herzlichste Theilnahme an ihren Lebensverhältnissen verleitet mich zur Frage: was Sie zu dieser Standeswahl veranlaßt hat?« —

»Die Veranlassung zur Wahl meines jetzigen Standes,« sprach Arnold, »ist wohl eine sonderbare, die Sie, Herr Pfarrer, befremden wird; aber sie ist eine merkwürdige und von mir als eine Fügung Gottes anerkannt und geehrt. — Es waren die letzten Worte eines Armen-Sünders, welche in mir den Entschluß erzeugten, auf dem Lande Schullehrer zu werden. Die letzten Augenblicke eines Raubmörders haben den Grundstein zu meiner heutigen Stellung gelegt.«

»Euer Hochwürden ist bekannt, daß ich im Sinne hatte, die Buchhaltung bei Mannfeld aufzugeben, und zu Rodenau, meinem Geburtsort, eine Tabakfabrik für eigne Rechnung zu errichten. Der Verkauf meines Oeconomiegutes bei Rodenau, welches mir meine Eltern hinterließen, sollte die Mittel dazu liefern.«

»In früher Morgenstunde des Tages, an welchem ich meinem Prinzipal den Austritt aus seinem Geschäfte ankündigen wollte, wurde ich von unserm Lehrjung aus dem Schlafe erweckt; er überreichte mir einen Brief mit dem Bemerken, daß ein reitender Bote von Rodenau ihn gebracht habe und, wie der Bote gesagt, sehr pressant sei.« —

»Der Brief war unangenehmen Inhaltes. Mein Rodenauer Geschäftsfreund meldete mir: daß der Pächter meines Oeconomiegutes entwichen sei, — und zwar, nach verläßigen Nachrichten — über die nahe Landesgrenze; daß er meine Kutsche nebst beßtem Gespann mitgenommen, dagegen seine Ehefrau und Kinder zurückgelassen habe. — Der Schluß des Briefes brachte die zweite Hiobspost, näm-

lich die, daß der Verkauf meines Besitzthums nicht zu Stande gekommen sei. — Schon nach einer Stunde saß ich im Wagen und fuhr nach Rodenau.« —

»Durch Wohlleben, Arbeitsscheue, Spiel und liederlichen Umgang war der Pächter in seinem Vermögen so weit herabgekommen, daß er zu dem niedrigsten Schuldenmachen, — und als ihm Niemand mehr borgte, — zum heimlichen Verkauf von Feldfrüchten und Wirthschaftsgeräthen, die mein Eigenthum waren, zu Betrug und Holzdieberei seine Zuflucht nahm. Die Drohungen der Gläubigen mit gerichtlicher Klage, die Furcht vor Entdeckung seiner Frevelthaten verleiteten ihn zu dem Verbrechen, mit Kutsche und zwei Pferden, welche mich mehr als sechshundert Gulden gekostet, in's Ausland zu flüchten, und seine Ehefrau, eine sehr fromme, wirthliche Person, welche an dem lasterhaften Leben und den Verbrechen ihres Mannes gänzlich schuldlos war, wie auch seine beiden Kinder dem härtesten Mangel zu überlassen.«

»Es gelang mir, die arme, verlassene Frau bei meinem reichen, mildherzigen Fabrikbesitzer als Wirthschafterin in Dienst zu bringen, und mein Oeconomiegut an einen vermöglichen, den beßten Ruf genießenden Mann vortheilhaft zu verpachten. Unverzüglich trat ich meine Rückreise an.« —

»Schon eine Meile vor dem Städtchen Raitach, wo ich Mittag machen wollte, ward mir auffallend, daß aus allen Dörfern, durch welche ich fuhr, wie auch aus seitwärts gelegenen Orten eine Menge von Menschen nach Raitach strömte. Ich fragte einen der dahin Eilenden: ob im Städtchen ein Fest gefeiert werde, weil so vieles Volk in Bewegung sei? — Ja wohl ein Fest,« antwortete der Gefragte »und schwang sich, ohne viel Umstände zu machen, auf den Vordersitz an die Seite meines Kutschers — und zwar ein Halsbandfest, denn Derjenige, welchem zu Ehren wir Alle da herum nach dem Städtlein rennen, genießt heute Vormittags eine ganze Stunde lang eine feierliche Beschauung, hierauf eine zahlreiche Begleitung, und zuletzt

eine Schmückung seines Halses, die ihn aber gewaltig kitzeln wird. — Nachdem er seine Worte, welche ihm ohne Zweifel als ein vorzüglicher Witz galten, auf die roheste Weise belacht hatte, erfuhr ich endlich, daß zur Mittagsstunde ein Raubmörder auf dem Marktplatze zu Raitach am Pranger ausgestellt, dann auf der Richtstätte durch den Strang vom Leben zum Tod gebracht werde.« —

»Ein Grauen rieselte durch meine Gebeine, als ich von der nahen Hinrichtung hörte. Das Städtchen zu umfahren, um einer, für mich schauderhaften Vollziehung der strafenden Gerechtigkeit so ferne als möglich zu seyn, war mein schneller Entschluß, welchen ich auch sogleich dem Kutscher eröffnete. Aber dieser, ein massiver Lohnrößler von Rodenau, entgegnete mir ganz barsch, daß auf der Strasse von Rodenau nach Sontheim von jeher Raitach die Station sei, wo gefüttert und den Pferden ein Paar Stunden Ruhe gegeben werden müsse. — Aus einigen angefügten Worten erkannte ich recht wohl, daß den Gefühllosen die Sorge für sein Gespann zum Aufenthalt in Raitach weniger bewege, als das Verlangen nach dem Anblicke einer Prangerausstellung und Hinrichtung.«

»Mit größter Vorsicht und nur Schritt vor Schritt fahrend, gelang es meinem Kutscher, durch die andrängende Menschenmasse bis auf den Marktplatz und in die Nähe des Gasthauses, wo angehalten werden sollte, sich durchzuarbeiten. Aber da hieß es: »Bis hieher und nicht weiter!« — Das Gasthaus lag der Bühne, worauf der Arme-Sünder bereits zur Ausstellung stand, gerade gegenüber, und die Bühne war von solch einer Volksmenge umwogt, daß mein Fuhrmann nicht mehr von der Stelle konnte, und ich nicht einmal so vielen Raum fand, um aus dem Wagen zu steigen und in den Gasthof zu kommen. Wider allen meinen Willen, so zu sagen, ein fest gebannter Mann, mußte ich Zeuge der öffentlichen Ausstellung des Verurtheilten seyn. — Ich warf nur ein Paar scheue Blicke auf den Unglücklichen, der, eine Tafel mit der Inschrift: »Raubmörder« — auf der Brust trug, rückwärts mit beiden Armen

an die Säule gebunden war, am linken Fuße eine breite Schelle mit schwerer Kette hatte und bereits mit seinem Sterbekleid, eine Art Talar von weißer Leinwand, angethan war; aber ich bemerkte in seinem ziemlich blassen Gesichte nicht jene Stumpfheit, Tücke, Wildheit oder Frechheit, auch nicht jene Verzerrung der Gesichtszüge, jene fahle Bleiche, von der Todesangst erzeugt, wie man sie bei Unglücklichen dieser Art findet, sondern eine besonnene Ruhe, eine stille, demüthige Ergebung. Diese Bemerkung milderte meine Beklommenheit.« —

»Schon nahte sich das Ende der mir martervollen Stunde, als der Delinquent mit einer Bewegung des Kopfes den seitwärts von ihm stehenden Scharfrichterknecht an sich heranwinkte und ihm Etwas zuflüsterte. Der Knecht trat an den Rand der Bühne, dicht an welcher der Blutbannrichter zu Pferde hielt, und sprach zu diesem einige Worte. — Eine bejahende Neigung mit dem Haupte, — und der Knecht nahm die Schandtafel von der Brust des Armen-Sünders, löste die Stricke von seinen Armen und befestigte dafür das Ende der Fußkette an die Säule.«

»Der Arme-Sünder trat ein Paar Schritte vor und sprach an das versammelte Volk. — Er bekannte sich als einen schweren Verbrecher, als einen großen Sünder, für welchen die Strafe der Hinrichtung eine wohlverdiente sei. Mit wahrer Reue, mit voller Zerknirschung klagte er sich seiner Vergehen und Verbrechen an, wozu ihm Leichtsinn, Arbeitsscheue, Trinklust, schlechte Gesellschaft, Spielsucht und Kleiderprunk nach und nach verleitet, dann zum Räuber, zum Mörder gemacht hatten. — Als die Urquelle seiner Missethaten bezeichnete er die schlechte Erziehung, welche ihm, der schon im vierten Lebensjahre eine Waise, und einem Anverwandten zur Ernährung zugefallen war, von zarter Kindheit an gegeben wurde. Daß er nie einen Schulunterricht genossen, daß er nie in der heiligen Religion unterrichtet, nie zum Besuche der Kirche, nie zum Beten angehalten wurde, das war, nach seiner feierlichen Betheue-

rung, der Grundstein des Sündengebäudes seines Lebens, welches nun der schmachvollste Tod beschließe. — Als er den Knaben und Jünglingen, welche die Bühne umstanden, heilsame Lehren gegeben und die Folgen eines sündhaften, verbrecherischen Wandels in seinem eignen, warnungsvollen Beispiele dargestellt hatte, warf er sich auf seine Knie und beschwor mit gefalteten, hochgehobenen Händen, unter fließenden Thränen, mit inniger Herzlichkeit die anwesenden Eltern und Vormünder, kein Opfer zu scheuen, um ihre Kinder, ihre Mündel vom zarten Alter an den Schulunterricht genießen zu lassen, auf daß sie schon in früher Jugend gehörig angewiesen und gelehrt werden, im Abscheue vor dem Bösen und im Eifer für das Gute, in der Liebe zu Gott und dem Nächsten, in Zucht und Frömmigkeit ein unbescholtenes Leben zu führen, um einst mit reinem Bewußtseyn, voll christlichen Muthes freudig mit Jesus, dem göttlichen Erlöser, sagen zu können: »Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!« — Kein Auge war trocken, kein Herz unerschüttert geblieben.«

»Ich ließ mir im Gasthofe ein eignes Zimmer geben, um allein zu seyn; in meiner wehmüthigen Stimmung war die Einsamkeit für mich wohlthätig. — Da gedachte ich der Scheideworte des Armen-Sünders, seiner innigen Bitte an Eltern und Vormünder, die Nothwendigkeit des Schulunterrichtes zu erkennen und ihre Kleinen die unzähligen Wohlthaten dieser dem körperlichen wie dem geistlichen Wohle des Menschen so heilvoll gewidmeten Anstalt genießen zu lassen. — Da gedachte ich des zarten und innigen Verhältnisses, welches zwischen dem Lehrer und dem lernenden Kind besteht, und von dem Christenthume selbst geheiligt wird, indem es den Lehrer die ihm anvertrauten Kinder als Unterpfänder des Vertrauens und der Hoffnungen der Eltern, als von Gott ihm übergebene Pfleglinge betrachten lehrt und ihm gebietet, die Stelle der Eltern, der Vormünder an den Kindern zu vertreten, und deren Unterricht in den bezüglichen Gegenständen des Wissens, wie auch deren sittliche und religiöse Bildung so zu leiten, daß er über strenge

Erfüllung seiner wichtigen Pflichten einst am Tage des Gerichtes eine frohe Rechenschaft zu geben vermöge.« —

»Werde Jugendlehrer und erndte tausendfachen Segen!« — Dieser Gedanke durchfloß mit der Schnelle des Blitzes mein Innerstes. Ich empfing ihn mit Ehrfurcht, mit Entzücken; denn ich erkannte in ihm das erleuchtende und leitende Wort des Herrn. Im Augenblicke ward der Gedanke zum Entschluß. Ich zitterte vor Begierde, die Thürme von Sontheim zu erblicken, um mit meinem Entschlusse gleich an's Werk zu gehen.« —

»Der ehrwürdige Dechant von Sontheim, ein sehr gelehrter Mann, dazu von der mildesten Herzensgüte und innigsten Frömmigkeit, der die Liebesworte Jesu, des zärtlichen Kinderfreundes: »Lasset die Kindlein zu mir kommen!« — im Herzen und auf den Lippen trägt, — übernahm es selbst, mich zum Jugendlehrer zu bilden. Auf dem Gymnasium und Lyceum ein fleißiger, nicht unfähiger Student, genoß ich jetzt die Früchte jener gut benützten Stunden. Schon nach einem halben Jahre wurde ich von der Prüfungs-Commission als tauglich zur Bekleidung einer Schullehrerstelle erkannt und hier eingesetzt. Es sind noch nicht sieben Monate, daß ich Schullehrer bin, aber so heiter, so zufrieden, so glücklich habe ich noch nie gelebt, als ich im Genusse der Achtung, des Vertrauens der hiesigen Einwohner, der Liebe meiner Schulkinder lebe. — Nie scheidet ein Tag dahin, ohne daß ich in meinem Abendgebete aus vollem Herzen spreche: »Herr, ich danke Dir für das, was ich durch Dich geworden. Lehre mich, in Demuth und Treue immer wandeln, auf daß ich Deiner Liebe immer würdig bin.« —

»Ja, Du reiner, frommer Mann, Du bist würdig der Liebe unsers Vaters, denn Du bist Einer derjenigen, welche Jesu nachfolgen und von denen der Herr gesagt: *) »Ich gebe meinen Schafen das ewige Leben und sie werden in Ewigkeit nicht verloren gehen, und Niemand wird sie

---

*) Joh 10, 28.

aus meiner Hand entreißen.!« — So rief ich mit der Freudenstimme eines frohbewegten Herzens und drückte den Gerührten an meine liebende Brust.« —

4.

Dem furchtbar-majestätischem Gewitter war eine sehr angenehme Mondnacht gefolgt. Ich konnte nicht ausdauern in dem beengten Raume eines Zimmers, eines Hauses; ich mußte hinaus in die Natur, in Gottes freien Tempel.

Der Nachtwächter rief so eben die zehnte Stunde aus, als ich das Postgebäude verließ. Eine tiefe Stille hatte sich über das ganze Dorf gebreitet. Ich ging nach der Richtung hin, von welcher ich heute gekommen war. Beim Heranfahren an das Dorf hatte ich in der Nähe desselben einen schmalen Fluß bemerkt, der wie ein Silberband sich durch die blumigen Wiesen schlängelte. An seinem lieblich bebuschten Ufer wollte ich ein Stündchen auf- und niedergehen.

Als ich an das letzte Haus des Dorfes kam, trat aus dessen Thüre mir Herr Arnold entgegen. — Ein freudig überraschendes Zusammentreffen. »Es liege in diesem Häuschen,« sagte er mir, »bereits drei Wochen eine arme Person sehr leidend darnieder, mit welcher er seit ihrem Kranksein täglich zu dieser Stunde bete. Jetzt genieße sie einen sanften, lange ersehnten Schlaf, welchen er nicht stören, sondern in einer Stunde wieder kommen wolle. — Wir gingen auf einem breiten, besandeten Fußpfade, der um das Dorf führte, nach dem Flusse hin.

»Es möchte mir wohl an Worten mangeln,« begann ich während unsers gemüthlichen Dahinschlenderns, »in der angenehmsten, heitersten Stimmung, um mich ganz auszusprechen, wie wohl, ja, — wenn ich ohne zu freveln sagen darf, — wie überirdisch ich mich fühle im Genusse ei-

ner stillen, feierlichen, vom Schimmer der Sterne, vom Lichte des Mondes klar erleuchteten Nacht, wenn mir dieser köstliche Genuß im Freien wird. Die Nacht ist meinem Geiste und meiner Seele eine geheiligte Verkünderin der Macht und Majestät, der unergründlichen Weisheit, der mildesten Barmherzigkeit des himmlischen Vaters. Er, der Gott der Liebe und Herrlichkeit von Ewigkeit und zu Ewigkeit, hat die Nacht geschaffen, um die Thränen so vieler Leidenden zu trocknen, um das Verlangen und Sehnen so vieler Unglücklichen in süßen Träumen zu stillen. Die Nacht ist reich an segenvollen Wirkungen, denn ihre Stille, ihre Feierlichkeit stimmt zu ernsten Empfindungen; die Nacht sammelt den zerstreuten Geist und gibt dem mit sich selbst zu ernsten, heilvollen Betrachtungen abgeschlossenen Menschen die vielseitigsten und gedeihlichsten Mittel, an seinen Schöpfer, an sich und seine Bestimmung, an die Zukunft, an das Erscheinen der letzten Augenblicke, an die Stunde des Gerichts zu denken. Dadurch hat die Nacht schon Unzählige unter den Leichtsinnigen zur Ueberlegung, zur Selbstbeschauung, so viele Zweifler zum festen Glauben an Gott und Ewigkeit, so viele spöttelnde Sünder, so viele Verirrte zur Rückkehr auf gute Wege, zur Reue und Buße, zur Tugend, zum Gebet geführt.«

»Möchte doch jeder Mensch,« fiel hier Arnold ein, »die Nacht von dieser würdigen, heilvollen Seite betrachten und ihre unschätzbaren Wohlthaten, mit welchen sie der Allgütige für uns ausgestattet hat, dankbar erkennen und sich deren theilhaftig machen. Aber Tausende und Tausende, darunter leider so viele Jünglinge, — leben in Städten, wie auf dem Lande, welche die Nacht keineswegs als die Wohlthäterin ihres Leibes und ihrer Seele empfangen und ehren, sondern sie zu ihrem leiblichen und geistlichen Verderben mißbrauchen, dadurch die gewichtige Bestimmung, welche Gott der Nacht angewiesen, im Keime ersticken, und so an dem Schöpfer sich schwer versündigen.«

»Es reihet sich an die weisesten Werke der unerfaßlichen Macht und der Vaterliebe Gottes, die Sonne unserm

Gesichtskreise entschwinden, und mit ihrem Dahingange die Nacht, und durch sie in der Natur Ruhe und Schweigen walten zu lassen, damit der Mensch im Stande sei, den Schlaf zu genießen, der die verlornen Kräfte wieder zurückführt, und damit durch den erquickten und gestählten Körper der Geist wieder fähig werde zu anstrengenden Geschäften, zu guten Unternehmungen.«

»O die Thoren, die so Bedauerungswürdigen, welche die weisesten Gesetze der göttlichen Welteinrichtung nicht erkennen, nicht würdigen, und den von Gott ausgehenden Wink zum Genusse der nächtlichen Ruhe unbeachtet lassen! Im Wechsel von Unterhaltungen, die der Gesundheit nachtheilig, der Seele gefährlich sind, mit Umherschwärmen, mit Spiel und Zechgelagen vergeuden sie ganze Nächte. Unmäßig im Genusse von Freuden verwandeln sie die Nacht in den Tag. Keine Erinnerung an die Warnungen des Lehrers ihrer frühesten Jugendzeit, keine Lehre im Beichtstuhle, keine Ermahnung aus dem Munde des Predigers, kein Anblick unglücklicher Mitmenschen, welche als Opfer liederlich hingebrachter Nächte mit siechem Körper, mit fast geblendeten Augen, mit keuchender Brust dem frühen Grabe zuwanken, ist vermögend, sie dem verderblichen Nachtschwärmen zu entreißen. Nicht genug, daß solche Nachtschwärmer, — mit ihren eingefallenen Wangen, hohlen Augen, todtbleichen, verzerrten Gesichtern schon im Jünglingsalter wandelnden Leichen ähnlich, durch ihre unordentlichen Begierden ihr Leben abkürzen; sie sind auch Sünder, arge Sünder; denn die Unglücklichen sündigen wider die Ordnungen Gottes in der Natur, sie sündigen durch Zerstörung ihrer Gesundheit, durch Zerrüttung ihres Körpers, welchen Gott dem Menschen zu edelm Gebrauche gegeben hat. Um Nächte bei Tanz, in Völlerei und wilder Lustbarkeit zu verschwelgen, und schnödes, fast immer vernunft- und sittenloses Vergnügen zu genießen, schleppen sie früher oder später einen siechen Leib durch die Welt, opfern ihre schönsten Jahre auf und schwanken dahin unter den Leiden und Gebrechlichkeiten eines entnervten Körpers, unter den Vorwürfen ei-

nes strafenden Gewissens, unter den furchtbaren Qualen einer sündebelasteten Seele.« —

Die Thurmuhr der Kirche zu Parting verkündigte mit rein-hellen, weithin schallenden Schlägen den Eintritt der eilften Stunde. »Folgen Sie mir, Herr Pfarrer; es erwartet Sie eine interessante Erscheinung!« — sagte Arnold mit halblauter Stimme, und führte mich in rascher Eile von unserm Fußpfade über eine kleine Wiese in ein Erlengesträuch, worin wir ganz beschattet und dem Auge von Außen verborgen waren, doch die Umgebung wohl übersehen konnten. — Er flüsterte mir die Bitte zu, mich still zu verhalten, und zeigte auf ein klausenartiges Häuschen, welches vom Monde hell erleuchtet, am Saume eines Gehölzes in nicht zu großer Ferne sichtbar war. — Zwischen dem Häuschen und unserm Standorte, von diesem kaum ein Paar hundert Schritte entfernt, erhob sich auf einem kleinen, viereckigen, entwas erhabenen Rasenplatze, aus einem steinernen Gestelle eine, nur wenige Fuß hohe Säule mit dem geschnitzten Bilde des Gekreuzigten. Vor dem Gestelle lag ein langer, niedriger, schmaler Steinblock, den hier Betenden als Schemmel dienend. —

Wenn auch nicht den Neugierigen angehörend, war ich durch Arnolds geheimnißvolles Benehmen, sein Flüstern, sein Andeuten des Stillschweigens allerdings in gespannter Erwartung. Er stieß mich leise an und winkte nach der Klause hin. —

Von selber her bewegte sich, dem Kreuze zu, langsamen Ganges, eine hohe, dunkle Gestalt. Bald ließ mich das volle Mondlicht einen Mann erkennen, dessen Haupt mit einem niedrigen, breitrandigen Hut bedeckt, dessen Leib mit einem bis an die Knöchel reichenden, um die Hüften gegürteten Talar bekleidet war. — Am Fuße des Kreuzes ließ er sich auf beide Knie nieder. —

Nachdem er beim Niederknien vor dem Christusbilde den Hut abgenommen und an seine Seite gelegt hatte, faltete er die Hände und betete mit gesenktem Haupte. — Seine demüthige, ehrfurchtsvolle Haltung trug das Gepräge eines

in tiefe Andacht Versunkenen, der, nur mit Gott beschäftigt, der Außenwelt entrückt ist. —

Mit einem Gefühle der Wehmuth betrachtete ich den Betenden. Sein todtblasses, eingefallenes, von einem dichten, bis an die Brust herabfließenden Barte umstarrtes Angesicht, und die bis zum Gerippe abgemagerten Hände, das schwere, keuchende Athemholen, der dumpfe Husten verkündigten zu deutlich, daß die Stunde seiner Auflösung nicht mehr ferne sei. —

Mit einem leisen Seufzer wandte ich mich ab und wir schlichen auf der entgegengesetzten Seite aus dem Erlengebüsche, jedes Geräusche vermeidend, um den Andächtigen nicht zu stören, um ihm nicht bemerkbar zu machen, daß er belauscht worden sei. —

»Dieser Mann,« redete ich zu meinem Freunde Arnold, als wir ferne genug waren, um von ihm unvernommen sprechen zu können, »hat gewiß sehr wichtige Beweggründe, um auf dieser Stelle und zu dieser Stunde sich dem Gebete hinzugeben. Er interessirt mich sehr, und ich wünschte, seine früheren Lebensverhältnisse kennen zu lernen, oder mit ihm in Bekanntschaft zu kommen.«

»Solche Wünsche,« entgegnete Arnold, »theile auch ich mit Ihnen, aber leider fruchtlos; denn dieser Fremdling ist gegen jeden Fremden und Einheimischen stumm und unzugänglich; abgeschlossen von allem geselligen Umgange, lebt er in einsamer Zurückgezogenheit, in strengster Clausur. Wie aus den Wolken gefallen, trat er eines Tages in jenes Häuschen, welches man noch immer die Wildhütte nennt, weil eine solche auf dieser Stelle vor mehr denn achtzig Jahren gestanden ist. Er fragte den Besitzer des Häuschens, ob es ihm feil sei, und bezahlte auf dessen Bejahung den geforderten Preis unverzüglich im blanken Golde, nachdem er die ausdrückliche Bedingung gemacht hatte, daß bis zum nächsten Abend das Häuschen geräumt und er in dessen ungestörten Besitz seyn müsse. — Sogleich ließ er Maurer und Zimmerleute kommen, das ziemlich verfallene Gebäude in den beßten Stand setzen, ihm aber von Außen

wie im Innern das Aussehen einer Klause geben, und durch Ankauf eines dicht anliegenden Ackers das kleine Hausgärtchen erweitern, zugleich vom hiesigen Zimmermeister die nöthige Hauseinrichtung, welche aber sehr einfach ist, im nahe gelegenen Städtchen Ludmannsberg ankaufen und hieher schaffen.« —

»Von der Stunde an, in welcher die Klause fertig und eingerichtet war, verließ er sie bis zu dieser nicht wieder, als zur Nachtzeit, nie, wie wir gesehen, an den Stufen des Kreuzes auf seinen Knien zu beten, und an Sonn- und Feiertagen zur sechsten Morgenstunde, wo er in unserer Pfarrkirche der Frühmesse beiwohnt. — Er ist sein eigner Koch und Kellner, Hausmeister und Gärtner, arbeitet aber selbst in seinem Garten nicht, wenn Leute in der Nähe sind. — Nur mit zwei Menschen steht er im Verkehre. Ein alter Grenadier, der hier seine Pension verzehrt, aber eben so wortkarg und in sich verschlossen ist, wie sein einsiedlerischer Herr, besorgt für ihn die nöthigen Einkäufe, und ein altes Männlein fährt am Schlusse eines jeden Monats im einspännigen Wäglein an unserm Posthause an, schleppt ein großes Paket, — wahrscheinlich Bücher, Zeitungen, Schreibmaterialien, einige Flaschen mit Wein in die Wildhütte, übernachtet im Posthause, wo er sich recht gut auftischen läßt, aber nicht ein Dutzend Worte spricht, und kutschirt mit Anbruch des nächsten Tages wieder fort.«

»Durch seinen Paß und andere Papiere hat sich dieser Fremdling ausgewiesen, daß er aus dem Osterreichischen sei, Martin Burgau heiße und von den Zinsen eines Kapitals lebe, welches er in München aufliegen habe. — Da er immer einen grauen Hut und einen grauen Talar trägt, und als Einsiedler in der Wildhütte lebt, so heißt dieser Martin Burgau hier und in der Umgebung: »Der graue Bruder aus der Wildhütte.« —

»Kann ich Ihnen, Herr Pfarrer, über die frühern Verhältnisse des grauen Bruders auch nicht das Geringste mittheilen, so kann ich dagegen viel, sehr viel erzählen von

seinem edeln Herzen, von seiner großmüthigen Wohlthätigkeit. — Am Schlusse einer jeden Woche schickt der graue Bruder durch seinen alten Invaliden an unsern Herrn Pfarrer zwei Kronenthaler zur Vertheilung unter die Armen des Dorfes, an den Gemeindevorsteher einen Gulden zur Beschenkung von wandernden Handwerksburschen, und an mich zwei Gulden für dürftige Schulkinder. Der Invalide muß ihm täglich Morgens Meldung machen, ob im Dorfe unter den minder Vermöglichen und den ganz Armen Niemand erkrankt ist, Niemand an seinem Eigenthum Schaden erlitten hat. — Für die Kranken zahlt er den Arzt und die Arznei, den Beschädigten ersetzt er ihren, an Vieh und Fahrniß, oder sonst durch Hagel, Feuer, Ueberschwemmung, Mißerndte erlittenen Schaden mit reicher Großmuth. — Er lehnt jeden Dank entschieden ab; »danket Gott und betet für mich!« — Diese seine Worte verkündigt in seinem Namen der Invalide den Beschenkten, die mit Thränen der Freude an die Wildhütte sich drängen, um ihrem Wohlthäter den herzlichsten Dank darzubringen. — Aber es schließt sich auch in unserm Dorfe unter den Armen, wie selbst unter denen, die seiner Gaben nicht bedürfen, zur Zeit der Ruhe kein Auge, keine Lippe, ohne für ihn zum Himmel emporgeblickt, ohne für ihn gebetet zu haben.« —

Auch ich hob meine Augen zu den Räumen des göttlichen Thrones empor; auch über meine Lippen floß aus tiefbewegtem Herzen ein stilles, inniges Gebet für den frommen, wohlthätigen Siedler.

Wir waren am Thore des Posthauses angekommen. Unser Abschied war kurz, aber herzlich. Mein Versprechen, von heute an gegen das Ende des zweiten Monats wieder in Parting einzutreffen und da ein Paar Tage zu verweilen, versüßte uns beiden die Trennung. —

5.

Zur festgesetzten Zeit, wenige Tage vor dem Schlusse des zweiten Monats fuhr ich durch das Thor des Posthauses in Parting. — Meine erste Frage beim Aussteigen war nach Herrn Arnold; aber die Antwort für mich sehr unangenehm. Herr Arnold hatte in verflossener Woche Parting für unbestimmte Zeit verlassen, um dem Rufe des Kreisgerichtes in Rottenfels zur Erhebung einer ihm unerwartet zugefallenen Erbschaft von Bedeutung Folge zu leisten. — Ich freute mich seines verbesserten Wohlstandes, trauerte jedoch über seine Abwesenheit, denn ich hatte mich so innig gefreut auf das Wiedersehen dieses lieben, sehr lieben Freundes und auf unser mehrtägiges Zusammenseyn. — Etwas verstimmt, erbat ich mir die Oeffnung eines Zimmers, zugleich die baldige Besorgung des Abendessens, weil ich schon früh zur Ruhe gehen wollte, um am nächsten Morgen zu guter Zeit abreisen zu können.

Im nämlichen hübschen Zimmer, worin ich vor zwei Monaten gewohnt, saß ich am Fenster und blätterte in meinem Tagebuch. *) Ein leises Klopfen an meiner Thüre wurde vernehmbar. — Es trat herein unter vielen Verbeugungen ein kleiner, bejahrter Mann, sehr zierlich gekleidet, aber gerade noch so, wie vor fünfzig bis sechzig Jahren die Mode geherrscht. Von seinem kleinen, dreieckigen Hute wallte ein langer Trauerflor herab. —

Ich legte mein Buch zur Seite, ging dem Eingetretenen entgegen und fragte mit freundlicher Handreichung: was zu seinen Diensten stehe. — Der Fremde beugte sich auf meine Hand nieder, als wollte er sie küssen.. Ich zog

---

*) Das genaue und streng-gewissenhafte Führen eines Tagebuchs, worin die täglichen Begegnisse, welche uns näher berühren, nebst dem, was wir gethan, gedacht und an uns wahrgenommen haben, das Schlimme wie das Gute aufgezeichnet werden, kann der reifern Jugend nicht genug empfohlen werden, indem Tagebücher, — eine Art von Selbstbiographie — die vorzüglichsten Mittel sind, sich selbst zu vervollkommnen.

sie schnell zurück, setzte ein Paar Stühle und lud ihn ein, Platz zu nehmen. Erst nach langen, ceremoniösen Weigerungen von seiner Seite und vielen treuherzigen Aufforderungen von der meinigen, kamen wir zum Sitzen.

»Wie ich von dem Herrn Postmeister allhier,« — begann der Fremde mit weicher, leiser Stimme und im veralteten Sprachgebrauch — mit großer Freude und Satisfaction vernommen, habe ich die absonderlich höchst angenehme Ehre, in Hochdero Person den hochwürdigen Herrn Pfarrer Corbinian Lohmayer aus Ober-Ilkofen zu sehen und zu weneriren. Der schätzbarste Herr Schullehrer Arnold beliebten mir diese Zeit als die zu Hochdero Rückkunft bestimmte, erfreulichst zu bezeichnen. Seit acht Tagen habe ich mir gehorsamst erlaubt, allhier im Posthause auf Hochdero Ankunft zu harren, und würde noch länger in submisser Geduld mich befaßt, ja selbe in Hochdero Wohnort Ihnen aufzuwarten, mir die Permission und Freiheit genommen haben, dieweilen mir die Ausführung einer Sache von Wichtigkeit obliegt, durch welche ich mit Euer Hochwürden in den unschätzbaren Verkehr zu kommen, die preiswürdigste Ehre habe.«

»Mein Herr,« entgegnete ich, »Sie finden mich jeden Augenblick bereit, Ihnen nach Kräften gefällig zu seyn. Vertrauen Sie mir Ihr Anliegen.« —

»Ach, es ist nicht mein Anliegen, — da würde ich mich gar nicht unterfangen; — es ist — (hier zitterte seine Stimme und sein trüber Blick senkte sich zur Erde) — es ist der Wunsch, — die Bitte, — die letzte Bitte des beßten, — des edelsten, — des — großmüthigsten« — (Der arme Mann vermochte nicht weiter zu sprechen; er schluchzte heftig. —

— »Des grauen Bruders?« — rief ich in banger Ahnung, jetzt des kleinen alten Mannes mich erinnernd, von welchem Arnold gesprochen. —

— »Ja wohl des grauen Bruders, — wie hier das Volk den hohen Herrn gemüthlicher Weise zu nennen be-

liebte,« — fiel der Fremde ein, nachdem er die überströmenden Augen getrocknet und sich wieder gesammelt hatte. — »Er ist fortgepilgert aus diesem Lande in ein besseres, wo ihm die Engel Gottes aus den Thränen, welche ihm die Armen nachgeweint, — unvergängliche Blumenkränze flechten.« — (Hier fuhr er sich ein Paar Mal mit der flachen Hand über Stirne und Augen). — »So — jetzt geht es schon, — daß ich an's Ende gelange, ohne Euer Hochwürden durch längere Conversation in Ihren Geschäften zu verhindern, oder sonst ungeziemender Weise zu molestiren. Und nun concedire ich mir die mildest ertheilte Erlaubniß, mein Anliegen devotest vorzutragen, für mich in Anwendung zu bringen. — Es hat nämlich mein gnädiger, — ich will sagen, der Herr Martin Burgau, wie so ihn auch nach seinem Absterben zu nennen ich geloben mußte, — gar Absonderliches in seinem Weltleben ausgestanden und erfahren. Als er sich hier ansiedelte, kam ihm der Einfall, seine ganze Lebensgeschichte zu Papier zu bringen. So oft ich von Ludmannsberg, wo ich wohne, hieher gekommen bin, jederzeit am Schlusse des Monats, um ihm Zeitungen, Papier, Federn, Bücher, auch etwas Wein und noch Sonstiges zu bringen, da las er mir oft vor, was er aus seinem Leben niedergeschrieben; aber nie wurde ich recht klug daraus; es war Alles untereinander, wie Kraut und Rüben; — so ganz confus, — mit schuldigem Respect vor Sr. Gna — will ich sagen, vor Herrn Burgau gesagt. — Er nannte sein Geschriebenes Skizen, Fragmente, Rhapsodien, — und weiß Gott, wie noch; — es war ein Kauderwälsch. — Das mag wohl daher gekommen seyn, weil er gar viele Gedanken, gar viele traurige, schwermüthige Stunden hatte, und sie in seiner Schrift eine Verwirrung brachten, daß es mir vorkam, wie der babylonische Thurmbau. Ich verstehe es halt nicht besser.«

»In den letzten zwei Jahren las der Herr fast gar keine Zeitungen, auch keine Kriegsgeschichten, die er sonst so liebte, sondern ich mußte ihm Erbauungsbücher bringen, besonders Erzählungen für die Jugend.«

»Es mögen jetzt sechs Monate seyn, da sagte er eines Abends zu mir, als ich ihm eben wieder Bücher gebracht hatte: »Franz, — ich schreibe mich nämlich Franz Wosseneck und bin gebürtig aus dem Steyermark'schen, gehorsamst aufzuwarten, — Franz,« sagte der Herr, »ich lese mit großem Vergnügen die Jugendschriften, deren Verfasser sich Corbinian Lohmayer nennt; — (hier erhob sich Franz von seinem Stuhle und neigte sich tief vor mir.) — Mit diesem Manne habe ich Etwas vor. Jene Blätter auf dem grünen Tische dort enthalten meine Lebensgeschichte; ich habe sie niedergeschrieben mit strenger Wahrheit; ich trete darin dem Leser entgegen, wie ich war, in allem, was ich gethan; ich habe mein Verbrechen, welches ich nie genug bereuen kann, — offen und ohne Schonung für mich bekannt. — Die Geschichte meines Lebens ist für die Jugend lehrreich; durch sie werde ich nach meinem Tode noch nützen. — Hat mich Gott zu sich gerufen, wie es wohl bald geschehen wird, denn ich fühle täglich mehr das Herannahen meiner letzten Stunde, — so bringe jene Schriften dem Herrn Pfarrer, und mit ihnen meine herzliche Bitte, sie zu ordnen und als eine lehrreiche, auf Wahrheit gegründete Erzählung in die Hände und an die Herzen der Jugend zu überliefern. Der wackere Mann wird meine Bitte gewiß mit Liebe erfüllen.« —

»Heute vor zwölf Tagen, in der siebenten Abendstunde,« (Thränen entströmten den Augen des alten treuen Dieners,) »hat Herr Burgau das Zeitliche gesegnet. — Noch am Morgen seines Sterbetages mußte ich ihm geloben, die Papiere nach seinem Willen an Ort und Stelle zu bringen.« —

»Somit, — was maßen mir die große Ehre und Freude geworden, Euer Hochwürden hier von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und ich aus Hochdero freundlicher Holdseligkeit auf günstige Willfahrung schließen zu dürfen glaube, bin ich so frei, die oft erwähnten Schriften,« — hier zog er aus seiner geräumigen Rocktasche ein umfangreiches Paket — »in Hochdero preiswürdige Hände submissest zu übergeben. — Seien Sie hold und genehm der Bitte,

die ein so edler, ein mir und so Vielen unvergeßlicher Menschenfreund durch meinen Mund an Euer Hochwürden gelangen läßt. — Noch wenige Stunden vor seinem Tode hat er Ihrer mit Liebe gedacht.«

Unter sanft fließenden Zähren, mit zitternden Händen überreichte er mir das Paket, verbeugte sich schweigend, und verließ im leisen, schwankenden Gange das Gemach.

Ich blickte dem Scheidenden mit naßem Auge nach, und meine Rührung, das Gefühl der Achtung des schönen treuen Herzens dieses schlichten Mannes, und meine beßten Wünsche waren das stille Geleite, welches ihm mein von Wehmuth bewegtes Gemüth gab.

6.

Bald nach meiner Rückkehr in mein liebes, stilles, so freundlich gelegenes Heimathdörflein, machte ich mich an die Arbeit; aber ein unvorhergesehener Andrang verschiedener, mich sehr in Anspruch nehmender Geschäfte und eine sich reihende Folge von Hindernissen, mit deren Aufzählung ich Bögen füllen müßte, traten dieser Arbeit hemmend entgegen.

Erst im Laufe des verflossenen Winters ward mir Muße, den Wünschen des im Frieden Ruhenden willfahrend zu begegnen. Ich habe die Papiere mit großer Aufmerksamkeit und prüfender Ruhe gelesen, nach beßten Kräften gesichtet, geordnet, und aus den vereinzelten Fragmenten eine abgeschlossene Erzählung gebildet.

Für die reifere Jugend wird sie eine Lectüre von Interesse, — wie ich zugleich hoffe, — auch von nützendem Anklange seyn, und von Eltern und Erziehern in den Cyclus meiner erzählenden Schriften mit freundlicher Begrüßung eingeführt werden. —

Zweite Abtheilung.

Der gebrochene Eid.

1.

Der Abend des 15. August im Jahre 1791 dunkelte heran, und Graf Lohrbach befahl seinem Büchsenspanner, mit dem Histhorn *) das Zeichen zum Beendigen der Jagd zu geben. — Des Hornes langgezogene Töne durchgellten den Wald, und Schützen und Treiber gingen auseinander, dorthin, dahin, jeder nach seiner Wohnstätte den nächsten, wenn auch nicht immer bequemsten Weg einschlagend, jeder müde, nach Speise und Trank begehrend, dabei recht übellaunig und verdrossen, durch die getäuschte Hoffnung auf eine, wie der Jäger sagt, — glückliche, das heißt beutereiche Jagd. — Im ganzen Lande waren die Gräflich Lohrbach'schen Forsten und Auen berühmt ob ihres reichen Wildstandes; in den Steinbacher Bergen, — so hieß der Bezirk, worin der Graf jederzeit am 18. August ein großes Treiben hielt, welches auch an diesem Tage Statt hatte, — wurden, selbst im ungünstigsten Falle, nie weniger, als zehn bis zwölf Edelhirsche erlegt. Ein verkümmerter **) Gabelhirsch war die einzige Beute der heutigen Jagd, die von früher Morgenstunde bis zum heran-

---

*) Histhorn, auch Hiefhorn — ein kleines, gerades Jagdhorn, jetzt nur mehr selten gebräuchlich, wurde von den Jägern an einem breiten Bandelier, — Hiefriemen, Hornfessel genannt, — über die linke Schulter getragen. — Die Histhörner macht der Drechsler gewöhnlich von gekochten Büffelhörnern oder großen Ochsenhörnern, das Mundstück wird gedrehet, das Schalloch etwas mit rothem Wachs ausgelegt. — Die um das Histhorn gewundenen Schnüre nennt der Waidmann Hornsatz. —

**) Abgemagert, — in Folge von Krankheit, oder einer rüher erhaltenen Schußwunde. —

dunkelnden Abend gewährt hatte. — Unter den Schützen und Treibern waren greise Männer, welche seit ihrer Jünglingszeit die Jagden in diesen Bergen mitgemacht hatten; aber eines so beutearmen Jagdtages, wie der heutige gewesen, erinnerte sich keiner der hochbejahrten Männer. — In düstern Schmerzen, in allgemeiner, recht unangenehmer Verstimmung war die Jagdgesellschaft von einander geschieden. —

Nicht blos übellaunig und verstimmt, sondern auf's tiefste betrübt, Sorge und Kummer im Herzen wanderte der gräflich Lohrbach'sche Revierjäger Georg Werner seinem einsam gelegenen, vom Hochwalde umschlossenen Forsthause, genannt am schwarzen Tanig, zu. — Caro und Diana, dazu ein Rudel krummbeiniger Dachshunde, den Heimkehrenden schon aus weiter Ferne witternd, sprangen ihm bellend und wedelnd entgegen, aber der verdüsterte Waidmann hatte nicht Auge, nicht Ohr für die freudige Begrüßung seiner treuen Lieblinge. Auf der Hausflur nahm ihm Felix, der Jagdgehülfe, Büchse, Waidtasche und Hirschfänger ab, dabei Meldung machend, was er heute im Reviere gethan, welche Arbeiten er den Holzhauern für die nächsten Tage angewiesen habe. —

Die Meldung des verständigen, diensteifrigen, als redlich vielseitig und vieljährig erprobten Felix nur mit einem leichten Kopfnicken begutachtend, trat Werner in die Wohnstube, worin für seine Bequemlichkeit mit liebevoller Aufmerksamkeit gesorgt war. Da stand im Erkerfenster das Tischchen, bedeckt mit schneeweißem Linnen, darauf das glänzend-blanke Zinnteller, das Eßbesteck und das buntfarbige Trinkgeschirr von Porzellain, — ein uraltes Familienstück — auf einem hölzernen Stuhle daneben, die gestopfte Hauspfeife nebst Tabakblase und Fidibus *), vor dem Tischchen

*) Fidibus nennt man einen Streifen Papier, womit man die Tabakspfeifen anzündet. Dieses Wort soll abgekürzt seyn aus „Fidelibus fratribus" (den getreuen Brüdern) — eine Einladung, welche vor Alters ein zu einer geheimen Tabakgesellschaft Einla-

der geräumige, bequeme Polsterstuhl, noch herstammend vom Großvater; der Stiefelknecht und die obligaten Pantoffel, der vielgediente Schlafrock und die Nachtmütze fanden sich auf herkömmlichem Platze in geordneter Bereitschaft. — Alle diese häuslichen Bequemlichkeiten, deren Vorfinden auf denjenigen, welcher einmal daran gewöhnt ist, einen angenehmen Eindruck macht und auch den Uebelgelaunten fast immer in eine bessere Stimmung versetzt, hatte Frau Marthe Zink, Werners verwittwete Schwester und schon seit Jahren des unbeweibten Bruders sorgsame Wirthschafterin, mit geschäftiger Hand bereitet, da sie von jeher mit Eifer und Umsicht darauf bedacht war, ihrem Georg, den sie auf's herzlichste liebte, alle Stunden, die er bei seinen vielen Dienstgeschäften für den Genuß häuslicher Ruhe frei hatte, so angenehm als möglich zu machen und ihm das Leben zu erheitern, auf welchem manche Sorge, besonders seit einigen Wochen, mit schwerem Gewicht lastete. —

Im Augenblicke, als Werner die Thüre der Wohnstube öffnete, trat in selbe Frau Marthe aus der anstossenden Küche, mit freundlichem Gruße ihm die Hand reichend. »Ich würde schon aus Deinem grämlichen Gesichte ersehen,« sprach sie lächelnd und half dem düster schweigenden Bruder mit liebreicher Geschäftigkeit aus Rock und Stiefeln, »daß die heutige Hirschjagd unglücklicher ausgefallen ist, als man sich nur immer hätte vorstellen können. Der Köhler Max ging auf der Heimkehr vom Treiben vor Kurzem am Hause vorüber und hat mir gesagt, daß heute die beßten Schützen gepudelt *) haben und die Hirsche fast immer durchgebrochen **) seyen. — Da hat sich wieder der alte Spruch unsers lieben Vaters: »Jeder Tag ist ein Jagdtag, aber nicht immer ein Fangtag,« — als ein richtiger bewährt.

---

dender auf einen Zettel schrieb, der nachher zum Pfeifenanzünden gebraucht wurde.

*) — Pudel — Fehlschüsse machen.

**) Durchbrechen — mit Gewalt durch die Treiber dringen.

Ein solcher war der heutige. Tröste Dich auf einen bessern, mein guter Georg, und sei nicht länger so verdüstert und schweigsam. Auch verstehe ich nicht, warum Du über diese mißglückte Jagd Dich grämst; sie ward ja nicht in Deinem Revier, sondern in dem des Ueberreiters *) Korb abgehalten; Du bist dabei nicht mehr betheiligt, als jeder andere, dazu eingeladene Schütze, und könntest höchstens darüber mißlaunig seyn, daß Dir kein edler Hirsch zu Schuß gekommen ist.« —

»Nimm mir nicht übel, liebe Marthe,« entgegnete Werner, und warf sich etwas ungestüm in den weichen Polsterstuhl, »davon hast Du wohl keinen Begriff, wie einem Waidmann von echtem Schrott und Korn zu Muthe ist, wenn er in seinen freudigsten und gerechtesten Hoffnungen auf ein Jagen, bei dessen Schlusse das jubelnde Schützencorps im Gefolge eines vierspännigen Wagens voll stattlicher Hirsche heimkehren soll, so arg getäuscht wird, wie heute geschehen. Da möchte sich der echte Waidmann in einen Dachsbau verkriechen vor Unmuth und Scham. Aber damit ist es bei mir noch nicht abgethan; — der heutige Tag hat mir viel mehr gebracht, als blos Aerger über ein Fehljagen **), er hat mir die größte Ursache zu Kummer und Betrübniß bereitet. — Du weißt, Marthe, was ich vor zwei Monaten für den Anton gethan habe, und daß dazu mein erspartes Geld nicht ausgereicht hat. Die Bezahlung des Darleihens, welches mir zu diesem Zweck der Weidenmüller aus purer Freundschaft, ohne alle Zinsen gemacht, ist am nächsten Montag fällig. Wir haben noch jederzeit unsere kleinen Schulden pünktlich bezahlt, auch der

---

*) Ueberreiter nannte man in früherer Zeit die Revier-Jäger und Förster, welche, des großen Umfanges ihres Bezirkes wegen, beritten waren, und das Futter für ihr Dienstpferd entweder in Natura, oder dafür eine gewisse Remuneration bezogen.

**) Sowohl eine Jagd, bei welcher, wenn sie ein bestätigtes und eingestelltes ist, das vermuthete Wild nicht angetroffen wird, sondern ein geringeres, als auch eine solche, von welcher man ohne Beute nach Hause kehrt.

Müller würde zur Stunde sein Geld erhalten haben, wäre nicht unser Herr Verwalter schon seit fünf Wochen von schwerer Krankheit befallen und dadurch außer Stand gesetzt, meine Holz- und Jagdrechnung zu untersuchen und mir mein Schußgeld wie auch meine sonstigen Gebühren, beim Gräflichen Zahlamt anzuweisen. Wir haben keinen Gulden im Hause, und vor Michäli keine gewisse Einnahme. Meine drückende Noth habe ich vorgestern unserm Herrn Oberförster vertraut, und der wackere Mann versprach mir, von den Hirschen, die auf der Jagd beim Ueberreiter Korb in den Steinbacher Bergen geschossen werden, zwei Stücke an mich zu überlassen, gegen billige Taxirung und geringen Abzug an meiner Besoldung. Mir wäre geholfen gewesen; das Wildpret hätte ich an die Klosterherren von Sct. Martinsburg, an den Gastwirth Frenner in Elbling, die Decken *) an den Gärber Spring verkauft, und von dem Erlöse den Müller bezahlt, die nöthigen Wasserstiefeln zur Entenjagd angekauft und überdieß einen Nothpfennig im Hause gehabt. Aber das heutige Fehljagen hat mir einen Strich, einen gar tüchtigen, durch die Rechnung gemacht. — Das ist der Kummer, der wie ein Felsenstein auf meinem Herzen lastet und mir alle Heiterkeit, alle Ruhe raubt. — Ein Bissen Brod, ein Schluck Branntwein, — war heute Morgens fünf Uhr mein Frühstück, und bis zu dieser Stunde Alles, was ich am heutigen Tage genossen; — aber ich bin sogar froh, daß der Schmalhanns jetzt gerade bei uns Küchen- und Kellermeister ist, mithin Du mir nur eine magere Wassersuppe, einige Kartoffeln und ein Glas Covent **) vorstellen kannst; denn ich bin satt, übersatt vom Kummer.«

*) Hirschhaut.

**) Nachbier, Afterbier, Dünnbier — schlechtes, ganz geringhaltiges Bier, welches man durch Aufguß heißen Wassers aus dem in den Trebern noch befindlichen Rückstande zubereitet. Schon im Jahre 1482 kannte man dieses Bier, aber nur in den Klöstern, wo es für die dienenden Brüder (Fratres) und die Klosterdienstboten bestimmt waren, während die Väter (Priester, Patres) ein besseres Bier, das sogenannte Patresbier, tranken. —

»Dein Leibessen, eine gedämpfte Rehleber, dazu ein Glas Elblinger Doppelbier würdest Du doch nicht verschmähen?« — fragte Martha, und blickte ihren Bruder mit einem so heitern Lächeln an, daß er, in seiner Betrübniß durch ihre Theilnahmlosigkeit an seine drückenden Sorgen, durch solchen Leichtsinn, für welchen er Marthas Flöhlichkeit hielt, in Aerger gebracht, zornroth von ihr sich abwandte, und die geschlossenen Augen in die Polsterlehne des alten Schlafstuhles drückte. —

Martha, — sonst so ruhig und gelassen, sonst jeder Freude wie jeder Sorge des geliebten Bruders die innigste Theilnahme darbringend, war — wie man im gemeinen Leben sagt, — ganz ausgewechselt. — Die beiden Hände auf die Hiften gestützt, trat sie dicht vor den Zürnenden. »Was gilt die Wette, daß sich der grollende Brummbär schon nach wenigen Minuten in den fröhlichsten Menschen verwandelt? — Wie — keine Antwort? — Kein Vertrauen in meine Zauberkünste? — Wohlan, der Stumme soll zur Sprache, der Ungläubige zur Ueberzeugung, der Betrübte zur Lustigkeit gebracht werden!« — So sprach Martha mit feierlich-komischer Wichtigkeit, und ehe Werner mit sich selbst im Reinen war, daß er nicht schlafe, sondern wache, daß er nicht traurig, sondern bei vollen Sinnen sei, dampfte vor ihm aus glänzender Zinnschüssel die beliebte Rehleber, perlte im bunten Porzellainkruge das köstliche Doppelbier, blinkte auf dem Tischchen ein ansehnliches Häufchen blanker Kronenthaler. —

Werner blinzelte anfangs nach Speise und Geld hin, nach diesen Erscheinungen des Augenblicks, welche für ihn gleichsam hervorgezaubert waren, wie Jemand, der aus tiefem Dunkel plötzlich in ein strahlend-helles Gemach tritt und dessen Auge durch den schnellen Wechsel wie geblendet ist. Aber je weiter sich seine Augen aufthaten, je klarer und gewisser es ihm ward, daß keine Täuschung ihn äffe, sondern die Wirklichkeit hier walte, desto erstaunter betrachtete er seine Schwester; er war durch die Macht so schneller Ueberraschung, so ergreifender Freude keines Wortes mächtig.

Auch Martha war so innig bewegt, daß sie nicht zu sprechen vermochte, sondern in Thränen der Freude ausbrach. Als Bruder und Schwester sich wieder gesammelt und wieder Kraft und Fassung hatten, ihren Empfindungen Worte zu geben, säumte Martha auch keinen Augenblick, ihrem nun eifrig nach Aufklärung verlangenden Bruder selbe ausführlich zu geben. — Sie holte einen Stuhl herbei, setzte sich dicht an Werners Seite, faßte seine Hände in die ihrigen und sprach: »Als Du, lieber Georg, heute Morgens aus dem Hause gegangen warst, hatte ich eine recht bittere Stunde. In Speisekammer und Keller sah es so dürftig aus, wie kaum beim ärmsten Deiner Holzhauer, und in meinem Geldbeutelchen auch nicht viel besser. Es kamen mir gar besondere, recht traurige Gedanken, und zwar über Dich, denn Du, lieber Georg, — wenn ich recht wahr und aufrichtig sprechen darf — Du allein trägst die Schuld zu der Noth, die uns seit einiger Zeit so schwer gedrückt hat. So dachte ich und so mußte ich denken. — Du hast allerdings diese Noth nicht herbeigeführt durch Spielen und Trinken, durch Kleiderpracht und Verschwendung, — das ist Gott und den Menschen bekannt, — wohl aber durch Deine zu großmüthige Herzensgüte, welche Dich bewog, den Anton, der nicht einmal einer unserer nahen Verwandten, sondern nur der Taufpathe unsers längst verstorbenen Stiefbruders ist, vom Militär loszukaufen und ihm so viel baares Geld zu geben, daß er im Stande gewesen wäre, in Reichenberg das Bürger- und Meisterrecht zu erkaufen, mehrjährigen Vorrath an Brettern und Holz sich anzuschaffen und als geschickter und gesuchter Tischler sein gutes Brod zu erwerben. Der schlechte Mensch hat Dich durch Lüge und Heuchelei um Geld und Gut gebracht; er hat statt in Reichenberg Meister und Bürger zu werden, das von Deiner Güte dazu erhaltene Geld in liederlichen Schenken bei Spiel- und Trinkgelagen vergeudet, Schulden auf Schulden gehäuft und dann zu Hamburg ein Schiff bestiegen, um in Nordamerika sich und seine Schande zu begraben. — Für ihn, den undankbaren, gewissenlosen Menschen hast Du Dein sauer

erworbenes, mühsam erspartes Geld, Deine goldne Uhr, welche Du von unserm Vater, das Silberzeug, welches Du von unserer Großmutter ererbt, binnen zwei Jahren hingegeben, für ihn beim Weidenmüller und Andern geborgt, hast dann, nur die Gläubiger nach und nach zu befriedigen, Deine Besoldung zerstückelt, und davon für Dein eignes Hauswesen so wenig behalten, daß, auch bei der größten Sparsamkeit Deine gegenwärtige monatliche Einnahme kaum hinreicht, dem Felix, der ein junger, kräftiger Mann ist, den ganzen Tag auf den Beinen seyn muß und einen derben Appetit hat, seine gehörige Kost zu geben, während wir Beide mit Kartoffeln, Brod und Dünnbier uns begnügen. — Wochen sind es nun, mein lieber Georg, daß im Forsthause am schwarzen Tanig, worin noch kein gräflich Lohrbach'scher Revierjäger gedarbt hat, drückender Mangel herrschte. Die Noth hatte sich bei uns immer bequemer und breiter gemacht; aber heute am breitesten, so daß ich in der nächsten Stunde nach Deinem Fortgehen zur Hirschjagd Schrank und Truhe aufschloß, um das Entbehrlichste hervorzusuchen und in der Dämmerung nach Hetting zum Mohns Löw zu tragen, welchen ich schon öfters als einen sehr redlichen Mann habe rühmen gehört. — Unter heißen Thränen und in recht bitterer Stimmung gegen Dich wegen Deiner übertriebenen Großmuth, die uns in so kummervolle Lage versetzt hat, war ich eben mit meinem traurigen Geschäfte zu Ende, als die Hausglocke ertönte. Aus dem freudigen Winseln der Hunde vor der Thüre erkannte ich, daß es kein Fremder sei, der Einlaß verlange. — Felix war es, der geschellt hatte und mit einem Rehbock auf dem Rücken in's Haus trat. — Ich vergaß allen meinen Kummer durch den freudigen Gedanken, Dir heute Abend, wenn Du müde und hungrig von der Jagd heimkehrst, wieder einmal nach langer Entbehrung ein gutes Gericht, und noch dazu Dein Leibessen vorsetzen zu können. — Noch war Felix mit dem Zerknicken *) nicht fertig, als neuerdings die Hausglocke er-

*) Einem Stück Roth- oder Rehwild die Haut abziehen und es regelmässig zerlegen.

scholl. Felix öffnete, und herein trat unser gräflicher Amtsbote, der riesige Mathias Steiger, im grauen Oberrocke mit blutrothem Kragen, den silbernen Schild mit dem herrschaftlichen Wappen an der linken Brust, über der Schulter am breiten Riemen das bekannte Ränzelchen mit den amtlichen Verordnungen, Citationen und Pfändungs-Vorweisen, um die Hüften die schwarze, messingverzierte Kuppel mit dem kurzen breiten Säbel, und in der gewaltigen Faust den schweren Stachelstock. — Nach einem weit ausscharrenden Kratzfuße und einer Begrüßung, die viel freundlicher und höflicher war, als sich von diesem bekannten Grobian erwarten ließ, sprach er mit seiner fetten, kreischenden Stimme: »Der gestrenge Hochgräfliche Herr Amtspfleger läßt durch mich dem ehrenwerthen Herrn Georg Werner, Hochgräflich Lohrbach'schen Revierjäger am schwarzen Tannig, einen freundlichen Gruß melden, und was Maßen der gestrenge Herr Amtspfleger von seiner langwierigen und presthaften Krankheit seit zehn Tagen durch Gottes Hülfe und Gnade los und ledig geworden, so haben Dieselben für nothwendig und ersprießlich erachtet und gefunden, die schon lange zu Hochpreislicher Amtsverwaltung submissest eingereichte Forst- und Jagdrechnung des Reviers am schwarzen Tannig zu Handen zu nehmen und oberrichterlicher Weise zu perlustriren. Alldieweilen bemeldte Rechnung nach genauester Perlustration und Superrevision als eine vollkommen richtig gefertigte anerkannt und befunden, auch zu Hochgräflicher Genehmigung begutachtet und recommandirt worden, demnach das Hochgräfliche Placet *) huldreichst erfolgt ist, so bin ich von Amtswegen abgeschickt und delegirt, dem schätzbarsten Herrn Revierjäger Georg Werner am schwarzen Tannig die demselben gebührender Maßen zukommende Anweis- und Anzeiggebühren nebst Schuß- und Fanggeldern für das verlaufende Rechnungsjahr per 187 fl. 39 kr. 2 dl., — wie auch ob zu gnädigster Zufriedenheit geleisteter Dienste

---

*) Landesherrliche, bischöfliche, wie auch gutsherrliche Zustimmung.

eine allermildeste Gratification per 50 fl., — in Summa Summarum 237 fl. 39 kr. 2 dl. amtlicher Weise zu bringen, sodann die Quittung darüber nebst Zustellgebühr per 12 kr. devotest zu erbitten.« — Nach diesen Worten gab mir Steiger die Thalerrollen nebst dem zu unterschreibenden Empfangschein. Ich unterschrieb, ich gab ihm mein letztes Geld; aber was er dankend gesagt haben mochte, wie er fortkam, das hörte und sah ich nicht. Die Freude über so große Hülfe in so drückender Noth, entriß mir einen Strom von Thränen, und diesen folgte das innigste Dankgebet.

Werner erhob sich rasch von seinem Sitze; er warf sich vor dem Bilde des Gekreuzigten auf seine Knie, und der fromme Mann sprach mit dem Gefühle heißer Andacht: »Vater im Himmel, Du Gott der Liebe und der Hülfe! Ich darf vor Dir mich rühmen, daß ich in den Stunden des Kummers wie in denen des Glücks immer fest verharret habe in kindlicher Ergebung in Deinen heiligsten Willen; daß ich immer geduldig und dankbar angenommen, was Du über mich verhängt und zugelassen hast. — Erhalte mir, o Gott, diese Ergebung in Deine unerforschlichen Beschlüsse; erhalte mir die feste Ruhe und den festen Gleichmuth des Herzens bei Allem, was Du mir sendest, sei es Ehre oder Schmach, Armuth oder Reichthum, Leben oder Tod.« —

»Allgütiger Gott! Du hast Sorge und Kummer von mir genommen. — Ich danke Dir aus dem Innersten meiner erquickten Seele. Mit Ruhe und Vertrauen, in nie versiegender Erinnerung an Deine unbegrenzte Erbarmung gehe ich die dunkeln Pfade, welche Deine unsichtbare Vaterhand mich leitet. Anbeten und verehren will ich die wunderbaren Wege Deiner Vorsehung und die ewigen Gesetze, welche Deine Weisheit und Deine Liebe gegeben haben, denn Alles, — o Gnadenreicher, o mein Vater, Alles kommt von Dir, und Alles führt zu Dir, der Du die Macht und die Erbarmung, die Weisheit und das ewige Leben bist.« —

2.

In vielen Jahren hatte dem alten Waidmann sein Leibgericht, die gedämpfte Rehleber, und sein Leibtrunk, das Elblinger Doppelbier, nicht so köstlich gemundet, wie an diesem Abend. — Nachdem Werner abgegessen und, wie er nie unterließ, dem väterlichen Geber für Speise und Trank mit kindlicher Herzlichkeit gedankt hatte, schmauchte er mit größtem Wohlbehagen seine Pfeife, trank wohlgemuth sein Gläschen dazu und warf manchen freudigen Blick auf die blanken Thaler hin, welche Martha vor ihm aufgeschlichtet hatte. —

Schwester und Bruder waren eben mit der wohl bedachten Aufzählung verschiedenen Hausbedarfes, welcher jetzt beizuschaffen sei, auf's eifrigste beschäftigt, als Caro, der Hühnerhund, unter Werners Jagdhunden der feinhörigste und wachsamste, auf der Hausflur heftig anschlug. »Wer kommt heute noch? — Unsere Schwarzwälder Uhr *) hat schon die neunte Stunde verkündigt, und zu dieser Zeit ist ein Besuch im Forsthause am schwarzen Tannig eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Ich will doch sehen, welchen Gast uns Caro meldet!« — Mit diesen Worten erhob sich Werner gemüthlich vom Lehnstuhle, und die etwas furchtsame Martha trat an die Zimmerthüre zur Klingelschnur, um bei irgend einer unheimlichen Erscheinung den muthigen, kraftvollen, verlässigen Felix durch raschen Glockenzug herbeizurufen. —

Jetzt wurde an den verschlossenen Fensterladen gepocht. »Wer da!?« rief Werner, und öffnete das Fenster. —

»Ich habe hier Etwas abzugeben,« — antwortete eine weibliche Stimme.

---

*) Von den vorzüglich im Fürstenberg'schen und auf dem Schwarzwalde verfertigten hölzernen Uhren, — Schwarzwälder Uhren genannt — werden jährlich für mehr als 50,000 fl. ausgeführt, und durch alle europäische Länder, so wie nach Ost- und West-Indien versendet.

Der Jägersmann stieß den Fensterladen auf. Eine rabendunkle Nacht starrte ihm entgegen; aus ihr tauchte, dicht vor seinen Augen, ein weißer Schein auf. Er griff darnach, und eine große Schachtel ward ihm in die geöffneten Arme geschoben. »Der Brief in der Schachtel sagt das Nähere,« — sprach die Stimme.

»Kommen Sie doch herein, daß ich Ihnen Herberge, oder wenigstens einen Botenlohn gebe,« — entgegnete Werner, und horchte nach der Antwort. Aber es erfolgte keine. Die unbekannte Erscheinung war verschwunden. —

»Bin doch neugierig auf den Sender und den Inhalt dieser Schachtel, die kein unbedeutendes Gewicht hat,« — sagte Werner zu seiner Schwester, und reichte sie ihr hin. »Mache den Deckel los, — bis dahin bin ich mit dem Schließen des Ladens und Fensters fertig.« — Aber er war damit noch nicht zu Stande gekommen, als ihn ein Aufschrei seiner Schwester, ihr sprachloses Hineinstarren in die verhängnißvolle Schachtel vom Fenster hinweg an den hellbeleuchteten Tisch eilen machte. —

Ein wunderschönes, kaum einige Wochen altes Kind lächelte ihm entgegen. —

Bruder und Schwester sahen sich im höchsten Erstaunen schweigend an. Aber das Gefühl zarter Menschenliebe ward in ihren edlen Herzen zu warm, zu lebendig, um auch nur einen Augenblick länger sich bekämpfen zu lassen. Zugleich faßten Beide nach dem lieblichen Kind; in einem und demselben Augenblick lag es in Beider Armen, ruhte an Beider Herzen. — Und über dem Kinde hin reichten sie sich die Rechte zum feierlichen Gelobniß, treue, liebende Eltern zu seyn diesem armen, verlassenen, von herz- und pflichtlosen Eltern in die Welt hinausgestossenen Geschöpfe, es zu erziehen und zu bilden zu einem frommen Christen, zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft, und an ihm Vater- und Mutterliebe gewissenhaft zu üben, so lange sie es vermögen. — Segnend legten die mildherzigen, gottesfürchtigen Geschwister ihre Hände auf des Kindes Haupt, und von diesem Augenblick an war es aufge-

nommen in den gottgefälligen Bund der frömmsten Liebe, der zärtlichsten Sorge, der wachenden Treue.

3.

Im süßesten Schlummer lag das Kind auf Werners Bett, und dieser saß vor selbem gleichsam in scheuer Stille, das leiseste Geräusch vermeidend, um den Schlaf der Unschuld nicht zu stören, und es betrachtend mit Blicken der zärtlichsten Liebe, und dankend dem lieben Gott für dieses angenehme Geschenk, welches er sich heranziehen wolle zur Freude seines Lebens, zur Stütze seines Alters. —

Martha war in ihr Stübchen gegangen, um den neuen, hübschen Korb, welchen sie zur Aufbewahrung ihrer feinsten Wäsche auf dem letzten Jahrmarkte in Elbling gekauft hatte, gegen seine frühere Bestimmung, in die Lagerstätte des unerwarteten und doch so freudig empfangenen Gastes umzuwandeln. — In Werners Hause befand sich kein Kinderbettchen, aber Martha wußte ein solches aus verschiedenen Wollen- und Linenzeugen in aller Schnelle so bequem und zweckmässig zu bereiten, daß dieses Lager, wenigstens für die ersten Tage, bis das Nöthige herbeigeschafft war, auch das weichste Bettchen ersetzte. —

In Mitte ihrer geschäftigsten Anstalten kam ihr ein Gedanke, der ihr Innerstes mit banger Sorge erfüllte; der Gedanke, ob das Kind schon getauft und durch dieses Sacrament, das erste und nothwendigste, in den Bund der Christen aufgenommen sei. — Martha, mit der gründlichen und umfassenden Kenntniß der christkatholischen Lehre eben so vertraut, als mit deren Ausübung in Gedanken, in Worten, in Werken in der Tiefe ihres Innersten verschwistert, und wohl wissend, daß — wie bei Joh. 3, 5. geschrieben steht: — »nicht eingehen kann in das Reich Gottes, wer nicht aus dem Wasser und dem heiligen Geiste

wieder geboren wird« — fühlte sich plötzlich von der schreckhaften Vorstellung erfaßt, daß Eltern, welche so gewissenlos und unchristlich seyn können, ihr Kind von sich zu stossen, wohl auch im Stande seyn möchten, die Erfüllung der so hochwichtigen Pflicht, ihr Kind mit den Segnungen der Taufe zu beglücken, unbeachtet gelassen haben. — Sie eilte zu ihrem Bruder zurück und theilte ihm ihre angstvollen Besorgnisse in fromm-eifriger Herzensergießung mit.

Jetzt erinnerte sich Werner an die von der ihm unsichtbar gebliebenen Kindbringerin ertheilten Weisung, daß ein in der Schachtel befindlicher Brief das Nähere angebe. Die Schachtel war nach Herausnahme des Kindes nicht untersucht worden. Bruder und Schwester stürmten mit gleicher Hast darauf hin; sie fanden in einem vielfach zusammengefalteten Tuche von feinen Linen, welches dem Wickelpolster des Kindes zur Unterlage gegeben war, ein schweres Päckchen, und einen um selbes gewundenen Zettel, der, wie auf den ersten Blick zu ersehen, von Frauenhand zart, aber sehr leserlich beschrieben, folgende Worte enthielt:

»Dieses Kind, mit der Gnade Gottes ein katholischer Christ, hat in der heiligen Taufe den Namen Theodor empfangen. — Am Schlusse eines jeden Jahres, von heute an gerechnet, erfolgt für Theodors Pflege und Erziehung eine Zahlung, wie die hiebeigelegte. Nur Demjenigen, der die andere, genau passende Hälfte des am Halse des Kindes mit einer grünen Seidenschnur befestigten Goldstücks zu seiner Legitimation überbringt, darf das Kind übergeben werden. Gott sei mit Euch!«

So lautete der Zettel. Das Päckchen enthielt vierzig Dukaten; am Halse des Kindes hieng an grüner Seidenschnur die abgebrochene Hälfte einer uralten Goldmünze, in der Größe eines Doppeldukatens. — Wickelkiß, Hemdchen und Windeln des Kindes waren vom feinsten Zeug; aus Allem ließ sich schlichten, daß das Kindlein Theodor der Sprößling eines vornehmen und reichen Stammes sei.

4.

Wer im dritten Jahre nach dem überraschenden Erscheinen des kleinen fremden Weltbürgers im Forsthause am schwarzen Tannig dahin kam, der fand in selbem so manche Veränderung, die ganz deutlich sagte, daß der Gräflich-Lohrbach'sche Revierjäger Georg Werner früher in nichts weniger als günstigen Verhältnissen, sich nun eines angenehmen Wohlstandes erfreue. — In den drei Zimmern, welche, mit Ausnahme der Wohnstube des Jagdgehülfen Felix und einer geräumigen Gesindekammer, die Wohnung des Revierjägers und seiner Schwester ausmachten, war vor drei Jahren nur die höchst nothdürftige, noch dazu eine gar ärmliche Einrichtung zu finden. Bettstellen, Tische und Stühle von Tannenholz, eben so Schränke und Truhen, die Wände weiß übertüncht, in einer Ecke ein Christus-, dort und da ein Heiligenbild, ein Paar seltene Gewichte *), ein fußlanger Spiegel, darunter Kalender, Kamm und Scheere, ein Schreibpult, darauf ein Paar vergriffene Forst- und Jagdbücher, ein vielbenützter Großvaterstuhl, ein Tischchen im Erkerfenster, an der Thüre eine alte Schwarzwälderuhr mit dem eintönigen Guckuck und dem rasselnd-schnarrenden Wecker. — Das war die wenig kostspielige Einrichtung der Wohnstube, die zugleich Werners Schlafgemach, sein Arbeitszimmer und der gemeinschaftliche Speisesaal war. Noch ärmlicher eingerichtet war das Gemach der Schwester Martha, und das dritte Zimmer, bei Werners wohlhabenden Vorgängern stattlich ausgeschmückt für Gäste oder sonst vornehmen Besuch, bot gar nichts als die vier kahlen Wände. Der Kuhstall, dem armen Werner ganz überflüssig, ersetzte schon lange die Stelle der eingefallenen Holzschupfe und im ungepflegten Garten wucherte statt Gemüse und Salat die fette Brennnessel, der bitterlich-süße Löwenzahn, das unvertilgbare Mausörlein und noch manches gar unangenehme Unkraut.

---

*) Hörner des Rehbocks.

Jetzt, — wie gesagt, — im dritten Jahre nach Theodors Daseyn bei Werner und Martha sah es anders aus im Forsthause am schwarzen Tannig. Es herrschte darin kein Luxus, keine verschwenderische Pracht, wohl aber war die Wohnstube, Marthas Gemach und das Gastzimmer so anständig, so bequem und zweckmässig eingerichtet, wie man es in einer Wohnung auf dem Lande nur immer finden kann. Schränke und Truhen hatten sich mit Kleidung, Leibwäsche und Leinwand gefüllt; das Gastzimmer schmückte ein Glaskästchen mit werthvollem Silberzeug und Werner trug wieder an Fest- und Sonntagen die goldne Uhr, welche er aus zu großmüthigem Sinne für den liederlichen Anton einst hingegeben hatte. — In dem nun seine Bestimmung erfüllenden Kuhstall standen zwei spiegelblanke Algäuer *) Kühe, weit und breit die schönsten und milchreichsten, auf dem reinlich-bekiesten Hofe schnatterte und gackerte eine zahlreiche Gesellschaft von Gänsen, Enten und Hühnern, unter der Leitung eines geschickten und fleißigen Gärtners von Elbling hatte sich die Unkrautsteppe und der mit bemoosten Baumkrüppeln bedeckte Anger in einen regelmäßig angelegten, mit verschiedenen Gemüsepflanzen und Küchenkräutern bepflanzten, mit Stachel- und Johannisbeeren, mit jungen, schlanken Obstbäumen in gehörigen Zwischenräumen und schnurgeraden Richtungen besetzten, jedes Auge erfreuenden Garten umgewandelt, und selbst das Aeußere des Forsthauses, der umgebende Vorplatz bis hin zu den himmelstrebenden Fichten und Tannen, welche das einsam gelegene Gebäude umgürteten, hatte seine frühere, wildnißartige Düsternheit von sich gethan und mit freundlicher Gestaltung sich bekleidet. —

Man möchte wohl denken, daß die vierzig Dukaten, welche für Werner am Schlusse eines jeden Jahres, vom

---

*) Algau — ist ein gebirgiger Landstrich in Ober-Schwaben, mit Vor-Alpen — (Algauer-Alpen) — deren höchste Spitze, — der Hochvogel genannt — 6000 Fuß hoch ist. — Algau ist berühmt seiner herrlichen Viehzucht wegen.

Tage an gerechnet, an dessen rabendunkeln Abend ihm die inhaltreiche Schachtel in die Arme geschoben wurde, auf der Posterpedition in Elbling unter seiner genauen Adresse immer richtig eintrafen, solch einen, wenn auch nicht glänzenden, doch immer beachtungswerthen Wohlstand in seine häusliche Verhältnisse eingeführt und auch die Umwandlung des Innern und Aeußern seines Wohngebäudes geschaffen hatten. Aber damit verhielt es sich nicht so. — Die Summe, welche der Amtsbote Steiger gebracht, reichte schon hin, um Werners kleine Schulden zu tilgen, die wenige verpfändete Habe wieder einzulösen, den dringenden Bedürfnissen an Kleidung für ihn und seine Schwester, an Vorräthen für die Speisekammer zu steuern und noch so viel Geld übrig zu behalten, als bis zum nächsten Besoldungs-Empfang für das Hauswesen erforderlich war. —

Das ökonomische Gleichgewicht war wieder hergestellt, ohne daß Werner nöthig gehabt hätte, auch nur einen der goldenen Holländer von seinen blinkenden Kameraden zu trennen. — Schon der Genuß des lange ersehnten Glücks, wieder schuldenfrei, wieder im Besitze der verpfändeten, wenn auch nicht hochgültigen, aber diesem genügsamen Menschen so theuern Geräthe, und überdieß der Nahrungssorgen ledig zu seyn, hatte Werners einfache, ärmliche Wohnung in einen Tempel der reichsten Freude, sein ganzes inneres und äußeres Leben zu einer Quelle der heitersten Freude, der frohesten Zufriedenheit geschaffen; er fühlte sich jetzt so glücklich, wie noch nie; er hatte keine andere Sorge, als die, genügend fähig zu seyn, dem himmlischen Vater für solche Liebe immer würdig zu danken, solcher Vaterhuld immer werth zu bleiben. — Aber es kam noch besser.

Der edle Graf Lohrbach, durch den Tod seines Vaters erst seit wenigen Monaten im Besitze der Güter, hatte sich auf verschiedenen, theils amtlichen, theils geheimen Wegen eine genaue Kenntniß der Dienstleistung und des Lebenswandels seiner Beamten, seiner Schloßdienerschaft und seiner Unterthanen verschafft. — Er sah aus den bisherigen Amtsberichten des Gerichtspflegers und des Oberförsters,

er hörte aus dem Munde der Bauern, der Köhler, der Holzhauer, daß der Revierjäger Georg Werner ein ausgezeichneter Forst- und Waidmann, ein wahrer, hochherziger Menschenfreund, ein ganz unbescholtener, ein sehr religiöser Mann sei; dem Grafen blieb auch nicht unbekannt, daß Werner in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen lebe, weil er bei seiner geringen Besoldung für die Armuth ein zu offenes Herz, eine zu offene Hand habe, nnd jeden Nebenerwerb, wodurch sich seine Vorgänger Vermögen gesammelt, nämlich Vermessungen der Waldtheile oder Grundstücke angrenzender Gutsbesitzer, geheime Aufsicht über anliegende Privatwaldungen, Geschäftsverbindung mit Holzhändlern ꝛc. ꝛc. — strenge von sich weise, um seinen Dienstverrichtungen auch nicht eine Stunde zu entziehen. — Das Verdienst und die Tugend nach Kräften zu belohnen, war dem edlen, hochherzigen Grafen eine heilige Pflicht, ein überirdischer Genuß. Unter denen, welche ihrer treu geleisteten Dienste und ihres moralischen, gottesfürchtigen Wandels wegen, Graf Lohrbach höher stellte und reicher besoldete, war Werner einer der Ersten. Er erhielt die Stelle des bisherigen gräflichen Oberförsters, der seines hohen Alters wegen in den Ruhestand versetzt wurde, eine zahlreiche Gehaltsvermehrung von 600 fl., eine bedeutende Gratification als Belohnung für so eifrig und treu geleistete Dienste; dazu ward ihm die Erlaubniß ertheilt, innerhalb der gräflichen Besitzungen seinen Amtssitz zu wählen. — Werner blieb als Oberförster in seinem lieben Forsthause am schwarzen Tannig. —

Und wieder kam es noch besser. —

An einem kalten, stürmischen Novemberabend trat in Werners Wohnstube ein ältlicher Mann, welchen Schnitt und Feinheit seiner, übrigens sehr abgetragenen Kleidung, und das rothe Ordensband im Knopfloche des Oberrocks, als einen Mann von Stand ankündigten. Er zitterte vor Kälte und Schwäche, ließ sich nach einer freundlichen Verbeugung gegen Werner, der den überraschenden Gast mit Befremdung betrachtete, am warmen Ofen in einem Stuhle

nieder und sprach im gebrochenen, jedoch gut verständlichen Deutsch: »Ich bin der Marquis *) Laborda aus Paris, Ritter des St. Ludwig-Ordens, und einer der Unglücklichen, welche durch die Stürme der französischen Revolution, durch die Blutgierde und Habsucht der verruchten Königsmörder aller ihrer Güter beraubt wurden, und, um als königlich Gesinnte nicht unter dem Beile des Henkers zu verbluten, aus ihrem schönen Vaterlande entfliehen mußten. — Mit mehreren Hunderten meiner Unglücksgefährten lebte ich längere Zeit in Koblenz, aber mein Geld ging zu Ende und ich entschloß mich, nach München zu wandern zu Fuß, der Wohlfeilheit wegen, und mich dort durch Unterrichtgeben in der französischen Sprache und in der Fechtkunst auf ehrliche Weise zu ernähren, bis Gottes Erbarmung mir die Gnade verleiht, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen und in den Besitz meiner Güter wieder eingesetzt zu werden. — Eine Stunde von hier wollte ich auf einem Fußsteig, der nach dem Walde hinlief, die Fahrstrasse abschneiden; vom heftigen Schneegestöber gleichsam geblendet, verirrte ich mich im Walde; ein mitleidiger Holzhauer, der eben von der Arbeit heimkehrte, geleitete mich bis an Ihre Hausthüre, mit der Versicherung, hier eine freundliche Aufnahme und eine Nachtherberge zu finden. Ich bitte um diese wie auch um etwas Suppe, wofür ich recht gerne bezahlen werde.« — Gleich im Voraus jede Zahlung von sich weisend, gab Werner dem Emigranten **) ein tüchtiges Nachtessen, ein gutes Bett und ein warmes Stübchen.

---

*) Titel, der in Frankreich im Range nach dem Grafen, in Italien vor dem Grafen, und in England nach dem Herzoge steht.

**) Leute, die aus ihrem Vaterlande auswandern, nennt man Emigranten; sie heißen Emigrirte, wenn diese Auswanderung bereits geschehen ist. Vorzüglich nannte man so die französischen Adeligen, Priester und andere Königsfreunde, die beim Beginnen der französischen Revolution theils aus Unzufriedenheit mit der neuen Verfassung und um sich derselben zu widersetzen, theils aus Furcht, Opfer der blutgierigen Tyrannei zu werden, auswanderten.

Aber Graf Laborda fühlte sich am nächsten Morgen so leidend, daß er sein Lager nicht verlassen konnte. Werners Hausapotheke, Marthas liebevolle Pflege, die Ruhe und der Aufenthalt unter so guten, frommen Menschen wirkten auf den durch ungewohnte Entbehrungen, durch Sehnsucht nach der Heimath, durch den Schmerz über den Verlust seines großen Vermögens in seiner Gesundheit ungemein zerrütteten Grafen so wohlthätig ein, daß er sich nach drei Wochen kräftig genug fühlte, seine Wanderung nach München fortsetzen zu können.

Es war der letzte Tag des fünften Monats nach der Abreise des Grafen Laborda, an welchem Werner vom Postamte zu Elbling durch eignen Boten die Einladung erhielt, im Expeditionszimmer sich einzufinden, um ein werthvolles Packet in Empfang zu nehmen. — Werner ging dahin. Das Packet enthielt die meisterhaft gelungene Abbildung des Grafen Laborda, einen Brief voll des wärmsten Dankes, und einen Wechsel auf 12,000 fl. in Gold, zu erheben bei dem Hause Gebrüder Marx in München. —

Georg Werner war nun ein wohlhabender Mann. —

5.

Wer könnte wohl hier die weisen Führungen, die vergeltende Liebe des himmlischen Vaters verkennen? — Bleibt das Gute unbelohnt, und kommt nicht alle Belohnung von Ihm? — Er, der Gott der Allmacht, der Ewigkeit, der die Bahn der Sonne, das Ziehen der Wolken, den Flug des Adlers, das Schweben des Schmetterlings leitet, der die Thaten des Fürsten und des Bettlers mit gleicher Wage wiegt und das Wohl und Wehe ganzer Welttheile, wie das der verlassensten Familie in der verfallenen Hütte mit gleicher Weisheit, mit gleicher Gerechtigkeit bestimmt; Er, dessen Erbarmung den Gebeugten aufrichtet, den Verwunde-

ten heilt, den Ohnmächtigen belebt, den Verzagenden tröstet, den Wehrlosen schützt! Er ist es, dessen Liebe den Guten und Frommen belohnt, ihm irdische Freuden, zeitliche Güter schenkt. — Werner war ein frommer Knabe, ein tugendhafter Jüngling, ein edler Mann. Mit den Sorgen des Lebens kämpfend, bewahrte er stets in seinem religiösen Herzen eine werkthätige Nächstenliebe, eine kindliche Ergebung in den göttlichen Willen, ein festes Gottvertrauen, ein reines Gewissen. — Die Erhöhung seines Standes, die Gründung seines sorgenfreien Lebens, die Begabung mit zeitlichen Gütern — das war der Lohn, von Oben gekommen, für des Knaben, des Jünglings, des Mannes gottgefälligen Wandel, denn der gerechte, liebende Vater vergilt hier und jenseits Jedem nach seinen Werken. —

6.

Theodor genoß in Werners Hause eine eben so vernünftige und zweckmässige, als religiöse Erziehung. Die gottesfürchtige, sanftmüthige, verständige Martha war seine erste Lehrerin; sie lehrte ihn beten. —

Hatte Martha die hauswirthschaftlichen Geschäfte für den Morgen abgethan, so führte sie ihren lieben Theodor in den Wald am Hause, in die Gartenlaube, auf einen blumigen Hügel, oder in ihr Zimmer, — je nachdem Witterung und Jahreszeit für den verschiedenen Aufenthalt geeignet waren – um da den Kleinen mit Gott, mit den Wahrheiten der heiligen Religion bekannt zu machen und dann mit ihm jene religiösen Uebungen vorzunehmen, welche mit seinem Alter und seinen Begriffen im Einklange standen. Sie wählte dazu eine Morgenstunde, weil zu dieser Zeit ihr Bruder, der zum Actuar vorgerückte Felix, und die beiden Forstzöglinge, — welche ihm von seinem gebietenden Grafen in Lehre und Kost gegeben waren, — ihren Ge-

schäften in den Waldungen oblagen, mithin Martha ungestört blieb. —

Eines Morgens kam dem Oberförster Werner, nicht ferne vom Forsthause, der gräfliche Büchsenspanner entgegen mit einem Billet seines Herrn, worin Werner beauftragt wurde, sogleich Anstalten zu einer großen Hirschjagd in den Moorbacher Auen zu treffen, welche, zu Ehren eines vornehmen Gastes, schon am nächsten Tage abgehalten werden sollte. — Werner hatte keinen Augenblick zu verlieren, dem Revierjäger, in dessen Bezirk die Moorbacher Auen gehörten, die geeigneten Aufträge zu ertheilen. Er kehrte in das Forsthaus durch den Garten zurück. Sein Weg führte ihn an der Fliederlaube vorbei, worin Martha so eben mit Theodor das Vater Unser betete und dem Kinde die Bitten auslegte. — Werner hörte dem verständigen, gefühlvollen Unterrichte mit Aufmerksamkeit und frommer Rührung zu, bemerkte jedoch nach Beendigung seines, die Jagdanstalten betreffenden Geschäftes gegen Martha, daß er glaube, Theodor sei noch in einem zu zarten Alter, um ihm Religionsbegriffe mittheilen zu dürfen, da sein Verstand noch nicht stark genug und zum Selbstdenken noch nicht fähig sei. — »Ich hörte schon öfters,« — fuhr Werner fort, — »sehr verständige, rechtschaffene Eltern, ächt-religiöse Menschen, die Warnung vor allzufrühzeitiger Bekanntmachung der Jugend mit höhern Religionswahrheiten, vor allzufrühzeitigem Anhalten der Kinder zum Beten aussprechen, indem dadurch, — wie gar viele traurige Erfahrungen zeigen, — sowohl der Religion selbst als auch dem Herzen der Kinder manche Gefahr bereitet wird. — Du selbst, liebe Martha, wirst in unserm Stillleben, wo wir so wenig mit Menschen in einen belebten Verkehr kommen, und außer unsern Besuchen der Pfarrkirche in Elbling an Sonn- und Feiertagen mit wenigen Menschen Umgang pflegen, die schmerzliche Bemerkung schon öfters gemacht haben, daß der Verfall der Religion von Jahr zu Jahr sich mehrt. — Ist es nicht Thatsache und empörend, daß unsere jungen Leute das Christenthum immer geringer schätzen,

ja ihre Abneigung gegen selbes sowohl durch Worte als durch Werke unverholen zur Schau tragen? — Haben wir nicht Beispiele genug vor Augen, daß unsere jungen Leute sogar einen Ruhm darin suchen, die so hochachtbaren, so ehrwürdigen Priester zu verspotten, ihnen mit frecher Geringschätzung, mit flegelhaftem Hochmuth zu begegnen, und jedem frommen, andächtigen Kirchenbesucher, der die gottesdienstlichen Gebräuche mit Eifer und Innigkeit beobachtet, als einen einfältigen, schwachen Menschen, als einen Heuchler zu erklären und zu verhöhnen?« —

»Ueber den immer mehr um sich greifenden Verfall der Religion, über das gegenwärtige irreligiöse Benehmen unserer jungen Leute habe ich beim Nachhausegehen vom Gottesdienste in Elbling, wo ich Augenzeuge davon gewesen, öfters nachgedacht und die Ursache davon mir klar zu machen gesucht. Ich blieb darüber immer im Dunkeln, bis es mir am jüngst vergangenen Sonntage gelang, mit unserm Hülfspriester Engenberger darüber zu sprechen und seine Belehrung zu erholen. Engenberger ist Dir als ein sehr frommer, vorurtheilsfreier und gebildeter Priester bekannt; daher darf auch sein Ausspruch in dieser wichtigen Sache als ein sehr gegründeter und gediegener gewürdigt werden. Er sagte zu mir: »Was Sie über den Verfall der Religion und die Irreligiosität der jungen Leute unserer Tage so eben geäußert haben, ist leider nur zu wahr, und mag wohl, wie meine schlichte Meinung ist, daher kommen, daß man diesen jungen Leuten schon Religionsbegriffe beibringen wollte, als sie noch im zarten Alter und nicht fähig waren, dieselben zu verstehen. So bildeten sich in ihnen theils ganz unwürdige, verkehrte Vorstellungen von Gott und seinen heiligen Offenbarungen, vom Zwecke unsers Lebens, und vom Zustande nach dem Tode; oder sie dachten gar Nichts dabei; sie plauderten nur geistlos nach, was sie geistlos anhörten; sie machten aus dem Gebet nur ein Gedächtnißwerk, ein todtes Geplapper, von dem ihr Herz nichts wußte. — Jetzt, wo sie älter geworden, spotten sie über ihre kindlichen, lächerlichen Einbildungen, und geben sich

dem unvernünftigen Eigendünkel hin, daß in ihnen das wahre Licht der Aufklärung leuchte, und daß die erwachsenen Leute, welche dem öffentlichen Gottesdienste und der häuslichen Andacht mit Eifer und Inbrunst obliegen, entweder noch zu bemitleidende Kinder am Geiste, oder Scheinheilige und Heuchler seien. — Unter diesen jungen Religionsspöttern und Verräthern ihrer frommen andächtigen Mitmenschen haben nun viele ihre Mißachtung der heiligen Religion und deren seelenvollen Anhänger dem schlimmen Umstande zu verdanken, daß sie jetzt als Jünglinge sind, wie sie als Kinder waren; daß ihnen die Religion immer nur ein Spiel ihrer Einbildungen, ein seelenloses Gewohnheitswerk, ein äußerliches Thun, ein Werk der Lippen und des Faltens der Hände, von dem das Herz nichts fühlt, geblieben ist. — Mit tiefer Wehmuth, — mit heißem Schmerz sehe ich in unsern Tagen so viele junge Leute, die unglücklich genug sind, theils die Religion in sich selbst verächtlich darzustellen, theils von dem sündhaften Verlangen, von dem schaudervollen Wahnsinne beherrscht werden, alle Religion überhaupt zu verwerfen.« — Das war die Erklärung, welche mir der geistreiche Engenberger, dieser tiefblickende Kenner des menschlichen Herzens und dessen Schwächen und Verirrungen über die Ursache des Verfalles der Religion unter den jungen Leuten gegenwärtiger Zeit gegeben hat, und die mich auffordert, Dich, liebe Martha, recht dringend zu bitten, bei unserm Theodor jeden Religionsunterricht zu vermeiden, bis er dazu das gehörige Alter und die nöthige Fassungsgabe besitzt.« —

»Ich habe Dich, mein lieber Georg, mit Ruhe und Aufmerksamkeit angehört,« — entgegnete die fromme, verständige Schwester, — »schenke nun auch gleiche Theilnahme meinen Worten:

»Jesus Christus, der liebevollste, weiseste Jugendfreund, hat gesagt: »Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht!« — Er hat nicht die Knaben und Mädchen, nicht die Jünglinge und Jungfrauen, nicht die Männer und Frauen zu sich gerufen; sein zärtlicher Ruf ging

an die Kinder, an die Kindlein, — und dieser Ruf ist ja für Eltern und Erzieher die aufmunterndste Anregung, den Blick der Kinder empor zu richten zu Ihm, ihren unsichtbaren Lehrer, ihren Seligmacher, ihren göttlichen Vater, und ihnen Gottes Herrlichkeit zu verkündigen, wenn sie auch mit ihren schwachen Verstandeskräften dieselbe noch nicht ganz zu erfassen vermögen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß es für das ganze Leben des Menschen entscheidend ist, wenn er schon als Kind die einfachsten Grundwahrheiten der Religion, wenn er schon im zarten Alter die heiligen, aus der Erkenntniß Gottes und aus der Liebe zu Ihm entspringenden Verpflichtungen gegen den himmlischen Vater, gegen den Nächsten, gegen sich selbst kennen lernt und schon von Offenbarungen eines künftigen Daseyns weiß, ehe er noch den Werth und Zweck seines irdischen ganz begriffen hat.«

»Die in frühester Kindheit aufgenommenen Religionsbegriffe bleiben dem Menschen unauslöschlich im Gedächtnisse und im Herzen. Trost und Seelenstärke im Unglück, Rettung aus den Gefahren der lockenden Verführung, Schutz gegen die Ankämpfe der Verzweiflung sind die heilsamen, unschätzbaren Wirkungen religiöser Gesinnungen, in denen der Mensch schon als Kind aufgewachsen ist, da im Gegentheil ein allzuspäter, oder ein im zarten Alter versäumter, nachläßig gegebener Religionsunterricht diese beseligende Macht entbehrt.«

»O mein lieber Georg! So manche Thräne der süßesten Rührung, ja einer überirdischen Wonne träufelt mir vom Auge über die Wißbegierde, über das Erstaunen, über die Ehrfurcht, mit welcher mich dieses zarte Kind von Gott reden hört. Gewiß vergißt er nie seinen himmlischen Vater, und der Keim, welchen ich in sein empfängliches Herz lege, wird die kräftigsten Wurzeln erzeugen und zur kräftigsten Frömmigkeit erblühen und erwachsen und herrlich gedeihen unter Gottes segnender Hand.«

»Mein guter, frommer Georg! Im treuen Bunde wollen wir diesen theuern Liebling unsers Herzens, den uns Gott anvertraute, auch Gott weihen. Seiner zarten Seele

wollen wir die heiligen Lehren der Religion einflößen, auf daß sie schon früh von ihnen durchdrungen, Kraft gewinne, allen Verhängnissen muthvoll und freudig entgegen zu gehen. Dann können wir einst mit Entzücken vor den Thron des ewigen Richters treten und mit der schönsten Ruhe des guten Bewußtseyns sagen: »Vater, hier ist der, den Du uns gegeben!«

Da reichte Werner der Schwester seine Linke; er legte seine Rechte auf Theodors Haupt und sprach im Gefühle der frömmsten Rührung: »Ja, Dich, mein Söhnlein, wollen wir dem Vater im Himmel weihen. Schon jetzt durchströme der süße Trost der Offenbarung, die heilige Wahrheit des Glaubens Dein zartes Gemüth, und stärke und beselige es, auf daß Du einst würdig bist, an Gottes waltender Hand durch die Gefahren und Stürme des Lebens siegreich nach dem Ziele zu wandeln, welches Jesus uns enthüllte, — nach dem Ziele, für welches Er sein Blut vergoß.« —

7.

Unter den weichen Händen der Liebe, vom guten Beispiele vorgeleuchtet, zum Gebet und zur Arbeit angehalten, wohl berathen und vielseitig gebildet, kindlich-fromm und unentweihten Herzens, hochgewachsen, schlank und kräftig, das seelenvolle Auge geistig strahlend, auf den leicht gebräunten Wangen die Fülle der Gesundheit, ein blühender, bildschöner Jüngling war Theodor die Wonne und der Stolz seiner Pflege-Eltern, die Freude aller Menschen, die ihn kannten; — denn noch anziehender, als durch seine edle Gestalt, ward er jedem Guten durch die Reinheit seiner Sitten, durch die Güte seines Herzens, durch seine Gottesfurcht und Nächstenliebe. —

Theodor, der Sohn des Waldes, selten, und dann nur mit wenigen Menschen im Umgange, abgeschlossen vom Geräusche und Treiben der Welt, im freundlichen Stillleben häuslicher Zufriedenheit sich bewegend, hatte in seiner gleichsam isolirten Stellung sich mit Kenntnissen bereichert, womit er über so viele Jünglinge, welche in der Stadt und im Besitze aller Mittel zur wissenschaftlichen Ausbildung lebten, weit emporragte. — Er schrieb eine ausgezeichnet schöne Hand, war in der Geographie, Geschichte und Arithmetik sehr bewandert, dabei ein sehr geschickter Feldmesser, ritt und focht mit Sicherheit und Gewandtheit, sprach das Französische geläufig, und hatte in seinen schriftlichen Ausarbeitungen eine reine und richtige Sprache, eine klare, bestimmte Darstellung ohne Schwulst und Wortgepränge, Würde des Ausdrucks und einen lebhaften, flüssigen, anmuthigen Styl.

Der Oberförster Werner, ein wissenschaftlich und vielseitig gebildeter Mann, war Theodors Lehrer im Zeichnen, in der Kalligraphie *), Arithmetik und Feldmeßkunst, der Pfarrer zu Elbling, bei welchem Theodor in jeder Woche drei Unterrichtsstunden hatte, in der Geographie und Geschichte, in den schönen Künsten, (Dicht- und Redekunst) in der Religion und Moral. — Ein pensionirter Dragoner-Wachtmeister, der bei seinem Bruder, dem Besitzer eines Einödhofes in der Nähe des Forsthauses am schwarzen Tannig lebte und Pferdehandel trieb, unterrichtete Theodor im Reiten, in der Führung des Säbels, und Martha, die schon in früher Jugend bei der Gräfin Schenk als Kammerjungfer gedient und mit ihrer Herrschaft mehrere Jahre in Paris zugebracht hatte, war Theodors Lehrerin in der

*) Die Schönschreibkunst stand unter den spätern römischen Kaisern und im Mittelalter (vom Ursprung neuer Staaten im neunten Jahrhundert bis zum sechzehnten) auf besonders hoher Stufe. Es gab eigne Kallygraphen, welche die von den Geschwindschreibern geschriebenen Bücher abschrieben, und sich durch sehr künstliche Zierrathen in den Anfangsbuchstaben, den ersten Zeilen und den Einfassungen, besonders der ersten Seite, vorzüglich auszeichneten.

französischen Sprache, in welcher, wie auch im Fechten, er besonders durch den Grafen Laborda sehr ausgebildet wurde.

Nach eignem Willen und mit freudiger Zustimmung seines Pflegevaters dem Forstwesen und Waidwerk sich widmend, konnte er in beiden Fächern keine besseren Lehrmeister finden, als Werner und Felix ihm waren. — Er hatte es auch darin schon nach einem Unterricht von zwei Jahren so weit gebracht, daß ihm von seinem gebietenden Grafen die Verwesung eines sehr umfangreichen Reviers anvertraut, und seine Dienstleistung als eine ausgezeichnete anerkannt wurde.

8.

Das Jahr 1809 war gekommen, und mit ihm das Herannahen, der baldige Ausbruch eines furchtbaren Krieges.

Spanien hatte sich mit seltner Kraft gegen den Einfall der französischen Armee erhoben, der englische Feldherr Dalrymple den französischen Marschal Junot durch die Capitulation von Cintra (28. August 1808) zur Räumung Portugals gezwungen und der spanische General Reding bei Baylen, einem Landhause des Herzogs von Arco in der spanischen Provinz Jaën, den französischen General Düpont nebst 14,000 Mann gefangen genommen. —

Jetzt glaubte Oesterreich, daß der günstigste Augenblick gekommen sei, die schwer drückende Kette, mit welcher es von Napoleons Uebermuth und Herrschsucht immer verletzender umgegürtet wurde, für immer zu sprengen, und von sich abzuschütteln. Der Kampf gegen Frankreich ward vom österreichischen Kabinete insgeheim beschlossen und vom Erzherzog Karl, der das Kriegsministerium erhielt, neben dem stehenden Heere ein allgemeines Aufgebot der waffenfähigen Mannschaft in sämmtlichen österreichischen Landen verfügt, zu deren guter Bewaffnung der Adel in Oesterreich,

Böhmen und Ungarn große Summen lieferte. — Die neue Miliz erhielt den Namen: Landwehr, welche nur zur Zeit des Krieges dienstpflichtig, aber verbunden war, im Frieden während der Exercierzeit bei den Regimentern, denen man sie zugetheilt, zu erscheinen.

Diese kriegerischen Voranstalten hatte Oesterreich im Laufe des Jahres 1808 getroffen. Am 6. April 1809 verkündete ein Aufruf des Erzherzogs Karl an das österreichische Heer den Ausbruch des Krieges gegen Frankreich, und am 9. überschritten die österreichischen Truppen, die sich an den Grenzen gesammelt hatten, dieselben, und zwar von Lienz *) aus die bayerisch-tyroler Grenze, bei Paßau, Schärding, Obernberg, Braunau, Wasserburg und Rosenheim, den Inn, während von Böhmen aus ein österreichisches Corps über Tirschenreuth, ein anderes über Roßhaupt in die Oberpfalz einfiel. Am 15. des nämlichen Monats erschien von Seiten Oesterreichs eine förmliche Erklärung des Krieges.

Bayern, dessen Armee aus drei Divisionen gebildet war, wovon die erste der Kronprinz, die zweite der General Wrede, die dritte der General Deroy kommandirte, schloß sich dem Kaiser Napoleon an.

Kaum hatte der Ruf vom Ausbruche des Krieges das einsame Forsthaus am schwarzen Tannig erreicht, als Theodor, im Innersten seines ritterlichen Herzens für König und Vaterland erglühend, in stürmischer Hast seinen geliebten Pflegevater anflehte, gegen Bayerns Feinde die Waffen ergreifen zu dürfen. So schwer es dem alten Werner fiel, von Theodor, dem er mit der innigsten Vaterliebe zugethan war, sich zu trennen, so zögerte er doch keinen Augenblick, Theodors Bitte zu erfüllen; — ja er selbst hätte nach Büchse und Hirschfänger gegriffen, mit Freuden würde der wackere Mann für seinen innig geliebten Max, für sein theures Bayern das Herzblut hingegeben haben, wäre er

*) Kleine Stadt im Pusterthaler-Kreise (Tyrol) östlich von Brunecken an der Drau, unweit der illyrischen Grenze.

noch jung und rüstig genug gewesen, den Beschwernissen eines Feldzuges zu trotzen. —

Da Theodor gerade in dieser Zeit das gräflich Lohrbach'sche Revier Walterbrunn zu verwesen hatte, so mußte zu seinem Eintritt in das Militair die Bewilligung des Grafen erholt werden. Sie ward ihm ertheilt, dazu mit herzlicher Belobung so schöner Gesinnungen, durch welche der herrliche Jüngling seine Vaterlandsliebe glänzend erprobte. Graf Lohrbach schrieb an den Grafen Arco *), seinen vertrauten Freund, und bat ihn, die Huld, mit welcher ihn König Max beglückte, dahin zu benützen, daß er für Theodor eine Lieutenantsstelle bei dem gerade neu errichteten Corps der freiwilligen Jäger erwirke, da dieser Jüngling mit einer herrlichen Gestalt, einen Reichthum von Vorzügen des Herzens vereine, in jeder Beziehung sehr gebildet sei, und von früher Jugend an den Ruf eines unbescholtenen Wandels bewähret habe. — Schon nach wenigen Tagen erhielt Graf Lohrbach, Theodors hochherziger Gönner, für seinen Schützling das Patent einer Lieutenantsstelle im Corps der freiwilligen Jäger. —

Sieben Jahre hindurch war das im Schachtelzettel für Theodor ausgesprochene Kostgeld durch die Elblinger Post pünktlich eingetroffen. Die Geldpäckchen trugen den Poststempel anfangs von München, dann von Prag, Wien, Preßburg, drei Jahre von Oedenburg. Mit dem siebenten Jahre hatte die Geldsendung aufgehört. In Werners Geldkästchen lagen 280 Dukaten, von ihm als Theodors unverletzliches Eigenthum geachtet. Auch nicht Einen der blinkenden Holländer und Kremnitzer **) hatte der uneigennützige

---

*) Arco ist der italienische Name der gräflichen Familie von Bogen in Oesterreich und Bayern, aus welcher Familie Graf Friedrich im Jahre 1175 die Stadt Arco in Tyrol erbaut hat. — Albert I. erhielt 1221 den gräflichen Titel und 1413 erhob Kaiser Siegmund die Besitzungen des Hauses zur Grafschaft. — Franz Arco war Herzog der Republik Siena. —

**) Die Dukaten entstanden im 12. Jahrhundert. Die ersten ließ Roger II., Herzog von Apulien (Landschaft in Unterita-

Mann für Theodors Ernährung, Kleidung und Unterricht verwendet, sondern für den geliebten Pflegesohn Alles aus eignen Mitteln bestritten. — Jetzt holte er den wohlbewahrten Schatz hervor und übergab ihn an Theodor, um davon in München, wo das Corps der freiwilligen Jäger den Befehl zum Abmarsch mit der dritten Armee-Division täglich erwartete, Uniform nebst Ausrüstung sich anzuschaffen und den nicht unbeträchtlichen Ueberschuß als einen werthvollen Nothpfennig in den Tagen des Mangels für sich und wackere Kameraden, wie auch zur Unterstützung seiner Soldaten vorsichtig zu bewahren. —

Theodors Abreise zur Armee hatte das Forsthaus am schwarzen Tannig für lange Zeit zum Trauerhaus gemacht, und Alle, die ihn kannten, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme begleiteten den Scheidenden mit ihrem Segen, mit ihren beßten Wünschen und flehten herzlich zu Gott, mit schützender Vaterhand zu wachen über den frommen, sittigen Jüngling, und aus dem Gewühle des blutigen Kampfes und aus den Gefahren des wildbewegten Kriegerlebens ihn unversehrt zurückzuführen in ihre Mitte. —

9.

Die Tyroler, ein schlichtes, biederes, tapferes Volk, dem österreichischen Herrscherhause mit treuer Liebe zugethan, aber von ihm durch den Preßburger Frieden (26. Dezember 1805) gewaltsam losgerissen und der Krone Bayern einverleibt, hatten sich durch ihre erzwungene Trennung von dem heißgeliebten Landesherrn, durch die Umstossung ihrer

---

lien) 1140 prägen, mit dem Bilde Christi und der Umschrift: »Si tibi, Christe, datus, quem tu regis, iste Ducatus.« — Daher der Name. Die holländischen Dukaten entstanden im 15. Jahrhundert, während die ersten Kremnitzer schon 1365 im Umlaufe waren.

alten theuern Einrichtungen, durch ihren vielseitig gekränkten Nationalstolz so aufgeregt gefühlt, daß sie, als der österreichische General Chasteler am 9. April 1809 die Tyroler-Grenze überschritten hatte, im wilden Aufruhr sich allgemein gegen die ihnen verhaßte bayerische Regierung erhoben, einzelne, das Land durchziehende bayerische Soldaten ermordeten, die bayerischen Beamten mißhandelten, in die Berge mit sich schleppten und alle Greuel einer Empörung verübten. — Zur Unterdrückung des Aufruhrs, zur Herstellung der Ruhe, zur Wiedereinführung des Gehorsams und der Unterwürfigkeit gegen ihren Landesherrn, den König von Bayern, beorderte Kaiser Napoleon die beiden Divisionen der Generale Wrede und Deroi nach Tyrol. Der französische Marschall Lefebre hatte das Oberkommando. —

Nach vielen Gefechten, worunter die Einnahme des Lofer- und Staubpasses, die Entsetzung der Feste Kufstein, der Uebergang über die Zill, der Sturm auf Schwatz die blutigsten waren und von den Tyrolern wie von den Bayern Tausende dahin rafften, rückte General Wrede am linken, General Deroi am rechten Jaufer gegen Innsbruck vor und am 19. Mai in dieser Stadt ein.

Das Corps der freiwilligen Jäger, welches unter Deroi stand, mußte am andern Morgen nach dem Einrücken der beiden Divisionen in Innsbruck, mit Tagesanbruch gegen den Brenner vorrücken, und auf der Stelle, wo er die Grenzscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Tyrol bildet, wurde ein Picket von 30 Mann aufgestellt, befehligt von einem Offizier. —

Nach dem Einrücken der beiden Divisionen in Innsbruck, welches bei deren Heranrücken durch eine zahlreiche Deputation um Gnade gebeten, und sie erlangt hatte, wurde in der Stadt unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter die Unterwerfung Tyrols verkündigt, und in der Hofkirche ein feierliches Dankamt gehalten. Zwischen den Einwohnern von Innsbruck und dem bayerischen Militair herrschte ein, wenn auch nicht herzliches, doch friedfertiges Benehmen.

Aber desto gefährlicher und unruhiger war das Volk in der Umgebung von Innsbruck, besonders im Eisak- und Etschthal. Das Jäger-Picket am Brenner wurde schon in der ersten Nacht von einem Haufen wüthender Bauern angegriffen und beinahe aufgerieben. Es wurde durch eine vollständige Compagnie ersetzt, und starke Patrouillen, jede von einem Offizier angeführt, durchstreiften Tag und Nacht die Umgebung des Brenners. —

In der zweiten Nacht wurde die Compagnie neuerdings angegriffen, und nach dem tapfersten Widerstande unter großem Verlurste gegen Innsbruck zurückgedrängt. Marschall Lefebre ließ nun den Brenner durch ein Bataillon des Infanterie-Regiments Ysenburg besetzen und gab diesem eine Compagnie des leichten Bataillons Palm, zwei Haubitzen und ein kleines Detachement vom Dragoner-Regiment Taxis bei. —

Im Ober- und Unter-Innthal hatte das Landvolk die Waffen niedergelegt, Ruhe und Unterwürfigkeit der königlichen Commission gelobt und wieder den Pflug und Sense ergriffen, zu bearbeiten ihre Maisfelder, zu mähen auf Matten und Berghängen. In beiden Thälern herrschte Ruhe, aber für ihre Bewohner eine nur erzwungene, eine unfreiwillige. Die Furcht vor dem strengen Lefebre, der seine durch öffentliche Bekanntmachung verbreitete Drohung: für jeden im Kampfe erschossenen oder meuchlings gemordeten Bayer zwei Tyroler aufknüpfen und das Dorf, deren Bewohner solch eine Ermordung verübt, niederbrennen zu lassen, schon zwei Mal verwirklicht hatte, dazu die starke Militairbesatzung in Innsbruck, Hall, Schwaz und Kufstein, in Imst, Zirl, in der Scharnitz, in Reutte und in der Finstermünz hatte diese erkünstelte Ruhe, diese in Worten und Werken nur mit gewaltsamer Selbstbeherrschung bewahrte, scheinbare Unterwürfigkeit erzeugt; die Stimmung der Ober- und Unter-Innthaler war ein in tiefen Schachten unter verhüllender Asche glühender Vulkan, der nur eines geringen Antriebes bedurfte, um zur furchtbaren Verheerung auszubrechen. —

Zwei Compagnien der freiwilligen Jäger lagen als Besatzung in Imst, worin der Oberst Graf Arco, unter dessen Befehlen die freiwilligen Jäger, 3 Compagnien bayerische Bergschützen, ein aus den Depots mehrerer Infanterie-Regimenter zusammengestelltes Regiment, das leichte Bataillon Bärnklau, zwei fahrende Batterien und eine Schwadron des Chevauxlegers-Regiments Bubenhofen standen und ein eignes Corps bildeten, welches sich nach dem Namen seines Commandanten nannte, sein Hauptquartier hatte. Es gebrach allmählig für die Besatzung an Lebensmitteln, und Oberst Arco sendete 50 Mann des leichten Bataillons Bernklau, nebst einer Abtheilung Gebirgsschützen — und freiwilligen Jägern — mit drei Vorspannswägen von Imst links in das Hochland, um in einigen bisher von Einquartirungen und sonstigen Kriegslasten befreit gebliebenen Dörfern und Weilern Fleisch, Mehl, Hülsenfrüchte und Branntwein zu requiriren und in sein Hauptquartier zu schaffen. Unserm Theodor, der bei ihm die Dienste eines zweiten Adjutanten versah, und sich bei jeder Gelegenheit durch Muth, Geistesgegenwart und militairischen Ueberblick, wie auch durch Schonung der Gefangenen und Wehrlosen ausgezeichnet hatte, übertrug Arco den Befehl über diese Entsendung.

Nach einem sehr beschwerlichen Marsche von einigen Stunden erreichte Theodor das Dörflein Letsch, fand aber in selbem auch nicht einen einzigen Menschen; die Häuser waren vom Speicher bis zum Keller gänzlich ausgeleert. Alle Einrichtung an Betten und bessern Geräthen; alle Lebensmittel, alles Vieh war fortgeschafft in die Waldberge, in die Felsenhöhlen und Schluchten des Gebirges. Deutliche Spuren verriethen, daß die Ausräumung der Häuser und Ställe erst vor wenigen Stunden geschehen; es ließ sich keinen Augenblick bezweifeln, daß einer der Bewohner von Imst, der die Weisung, nach welcher Gegend Theodor seinen Marsch zu leiten habe, entweder erlauscht, oder auf sonstige Weise erforscht hatte, ihm vorangeeilt war, um die Dorfbewohner von der ihnen bevorstehenden Requisition in

Kenntniß zu setzen, und zur schleunigen Räumung ihrer Häuser, zur Flucht in das unwegsame Gebirg anzuregen. Wie das Dörflein Letsch, so waren auch die übrigen Ortschaften, wohin Theodor seinen Marsch gerichtet, von Menschen und Thieren, von Lebensmitteln und Geräthen entleert. — Endlich gelang es einem, mit den Bergschützen auf's Gerathewohl seitwärts entsendeten Korporal der freiwilligen Jäger, in einem kleinen, von himmelragenden Bergen fast gänzlich umschlossenen Thale, einen bewohnten Weiler aufzufinden, und mit seiner Mannschaft so schnell zu umstellen, daß keiner der Einwohner entfliehen konnte. Durch einen vom Unteroffizier zurückgeschickten Schützen von dieser glücklichen Entdeckung benachrichtigt, nahm Theodor dahin seinen Marsch, mußte aber bald die Vorspannwägen zurücklassen, weil der Weg nach dem Weiler über zu steile Hängen führte und nur für Fußgeher geeignet war. —

Nicht ärmliche, unsaubere Hütten, sondern fünf stattliche Gehöfte, den Wohlstand ihrer Besitzer verkündigend, bildeten den Weiler. Diesen Wohlstand verdankten die Bewohner des Weilers weniger dem Feldbau, als ihrer Viehzucht, welche sie reich an üppigen Matten, Thalwiesen und Sennen, in's Große trieben, ansehnliche Heerden junger, prächtiger Rinder jährlich im Sommer nach Illyrien, nach Oesterreich, nach Italien verkauften und dadurch wohlhabend wurden. —

Im ganzen Weiler herrschte eine tiefe Stille, als Theodor an der Spitze seiner geschlossenen Mannschaft einrückte, in Mitte des Weilers Halt machte und Gewehr in Arm nehmen ließ. Die Weiber und Mädchen hielten sich im Hintergrunde der Wohnstuben, so wenig als möglich sichtbar, die Männer und Bursche lehnten an den Thüren, an den Wänden der Häuser mit verschränkten Armen, wild und feindlich hervorblickend unter den grünen, spitzigen, schmalkrempigen, mit Gemsbart und Spielhahnfedern geschmückten Hüteln, sie nicht abnehmend, nicht den freundlichen, populären Gruß erwiedernd, mit welchem Theodor an sie herantrat. —

Im Innersten verletzt durch so rauhes, gehässiges Benehmen, und wohl einsehend, daß, wenn auch nicht strenge Härte, doch ein sehr ernstes, einschüchterndes Benehmen hier an rechter Stelle sei, gebot er den Versammelten, Denjenigen, welcher bei ihnen die Stelle eines Gemeindevorstehers vertrete, zu bezeichnen, damit er ihm seine Befehle ertheile. Nach langem Zögern und nachdem die Aelteren sich mehr mit Augenwinken als mit Worten gegenseitig verständigt hatten, — trat einer an Theodor heran, schleppenden Ganges, ohne alle Höflichkeitsbezeichnung, die beiden Daumen in den Aermelausschnitten der Weste, trotzig blickend und den Jägeroffizier vom Scheitel bis zur Sohle messend. — Dieser befahl ihm, Anstalten zu treffen, daß bis zum Anbruch des nächsten Tages 4 Ochsen, 8 Kälber, 6 Säcke voll Mehl und 3 voll Hülsenfrüchten, 1 Dutzend Geflügel, 4 Schäffel Haber und 2 Eimer Branntwein geliefert werden; auch soll sogleich einer der gegenwärtigen Bursche unter Begleitung von zwei Soldaten abgeschickt werden, um die zurückgelassenen Wägen, — hier wurde die Stelle ihres Anhaltens genau bezeichnet, — auf fahrbarem Wege hieher zu leiten. — Den Schluß machte der Auftrag zu seiner und der Mannschaft baldiger und genügender Bewirthung mit Speise und Trank.

Stillschweigend, ohne die geringste Veränderung seines, wie aus Stein gehauenen Gesichtes, hatte der Tyroler Theodors Befehl angehört. — Auf die ihn nachdrücklich gegebene Mahnung, dem so eben vernommenen Befehl ungesäumt und genau nachzukommen, kehrte er zu den Seinigen zurück, die ihn neugierig umdrängten; er ging mit ihnen seinem Gehöfte zu, das von den übrigen etwas abgesondert lag. —

Das feindlich-stille Benehmen der Männer und Bursche zeigte zu klar ihre Gesinnungen, als daß nicht Theodor darin die wichtigste Veranlassung gefunden hätte, in der Umgebung dieser Bayernfeinde die möglichste militairische Vorsicht walten zu lassen. Er theilte seine Mannschaft in 3 Korporalschaften ab. Einer mußte unter dem Gewehre

bleiben und wurde von Stunde zu Stunde abgelöst; die andern beiden erhielten ihr Quartier in einer Scheune, worin auf beiden Seiten ein Strohlager bereitet wurde; jeder Mann hatte auf dem Strohlager angekleidet zu bleiben, Kopfbedeckung und Muskete oder Büchse rechts neben sich; von der unterm Gewehre stehenden Mannschaft wurde eine Schildwache vor die offen bleibende Scheune gegeben. — Abwechselnd hatte ein Unteroffizier, in Begleitung eines Soldaten oder Bergschützen, von Zeit zu Zeit den Weiler zu umgehen und zu spähen, ob nicht Verdächtiges sich zeige.

So eben hatte Theodor seine Anstalten getroffen, als der Vorsteher der Einwohnerschaft des Weilers, gefolgt von zwei Männern, die ein Fäßchen Branntwein nebst Trinkgeschirr, dazu ein Paar Körbe mit Käse und Brod trugen, in die Scheune trat, meldend, daß die geforderte Lieferung zur bestimmten Stunde geleistet werde, auch bereits ein Stier geschlachtet und längstens in einer Stunde das Essen fertig sei. Vor der Hand möchte der Herr Offizier sich mit Käse, Brod und Branntwein erquicken, auch der Mannschaft solche Labung vergönnen. — Theodor ließ durch die Unteroffiziere Käse und Brod ausgeben; er selbst aber nahm die Vertheilung des Branntweins vor, und zwar für jeden eine solche Portion, welche, ohne zu berauschen, zur Stärkung genügend war. Es drängten sich mehrere junge Bursche mit vollen Branntweinflaschen an die Soldaten, aber Theodor wies sie streng zurück, und drohte seinen Soldaten mit schwerer Bestrafung, wenn einer auch nur einen Schluck Branntwein von einem Tyroler annehme. —

Das Benehmen der Bewohner des Weilers hatte sich seit der geheimen Unterredung ihres Vorstehers mit ihnen auffallend geändert. Früher trotzig schweigend, grollend, mit tückischer Wildheit die unwillkommenen Gäste nur von der Seite beschauend, waren sie jetzt gesprächig, ganz freundlichen Wesens und bis zur Aufdringlichkeit zuthuend. Besonders zuvorkommend benahm sich gegen Theodor der Vorsteher, machte großes Wesen von seiner und seiner Miteinwohner Anhänglichkeit an den König von Bayern, schimpfte

mit sichtbar-erkünstelter Entrüstung in den gemeinsten Ausdrücken über die Vorarlberger, Pusterthaler und andere Tyroler, welche noch immer sich nicht unterworfen haben, mengte aber manche Frage über das Benehmen der Innthalbewohner, über die Stärke der in beiden Thälern cantonirenden bayerischen Militairs ein, und suchte zu erforschen, welchen Weg Theodor am nächsten Tage nähme, ob tiefer in's Gebirg hinein, ob wieder zurück nach dem Innthale. —

Hatte Theodor in dem auffallend veränderten Benehmen des Tyrolers genügende Ursache zum Mißtrauen, zur Befürchtung hinterlistiger Anschläge gefunden, so wurde diese wie jenes um so reger durch des Vorstehers gleichsam nur hingeworfene Fragen. Er fand für gut, die Anzahl der in den beiden Innthälern liegenden bayerischen Truppen zu verdreifachen und für seinen morgigen Heimmarsch eine ganz entgegengesetzte Richtung anzugeben. —

Als unter Leitung des von dem Vorsteher abgeschickten Führers die zurückgelassenen Proviantwägen angekommen waren, meldete einer der Soldaten, welche Theodor den Wägen zur Bedeckung gegeben, daß er von der letzten Höhe herab mehrere Männer bemerkt habe, welche, vom Weiler den Berg heraufsteigend, auf dessen Kuppe sich getrennt und nach verschiedenen Richtungen hin ihren Lauf genommen haben; — für Theodor eine neue Veranlassung zu erneuerter Vorsicht und Wachsamkeit. —

Das Essen, dem Lieutenant auf einem reinlich gedeckten Tischchen, der Mannschaft auf langen Tafeln vorgesetzt, bestand in kräftiger Suppe, in gesottenem und gebratenem Fleische, zum Beschlusse in einer sehr geschmackhaft zubereiteten Polenta. *) — Der Lieutenant erhielt eine Flasche Wein, einen köstlichen Traminer, und die Mannschaft ein frisches Fäßchen Branntwein, welchen Theodor wieder eigenhändig mit gehöriger Vorsicht vertheilte. —

---

*) Eine schon dort und da in Tyrol, vorzüglich in Italien gewöhnliche Speise, — ein Brei aus gekochter Grütze von Mais, wozu gesottene Milch gegossen, bei festlichen Mahlzeiten Zucker oder Honig und Zimmet beigefügt wird.

Nicht dem leisesten Schlummer sich überlassend, brachte Theodor die Nacht theils im Gespräche mit der Abtheilung zu, die unter dem Gewehre stand, theils mit einem Gange um den Weiler her. Er stand eben hinter selbem auf einer kleinen Erhöhung, als seine Repetieruhr die Stunde der Mitternacht ankündigte. Wenige Minuten darauf stieg von der Spitze eines nahen Berges eine Rakete empor; es währte nicht lange, so stiegen mehrere auf verschiedenen Höhen nach allen Richtungen hin. —

Theodor durfte keinen Augenblick zweifeln, daß diese schmalen, sprühenden, weithin leuchtenden Feuersäulen als Signale dienten, welche sich die Tyroler auf verschiedenen Punkten gaben. — Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß diese Signale ihm gelten, als die Vorboten einer verderblich einherziehenden Gefahr. Aber diese Ahnung vermochte nicht, seinen Muth zu erschüttern, in seine fromme, gläubig starke Seele Furcht und Zagen zu senken. Theodor war unerschütterlich in seinem Vertrauen auf Gott; aber er that oft, wie der wahre Christ auch oft thun soll unter dem schmerzenden Drucke der Leiden, wie unter den sanft wehenden Flügelschlägen der Freude, auf dem Krankenlager, wie in der Fülle des Wohlseyns, unter dem lebendigen Geräusche des sonnigen Tages, wie in der feierlichen Stille der mitternächtlichen Stunde; er dachte oft an den Tod. —

So gedachte er seiner auch jetzt; denn es war ihm, als höre er eine leise Stimme, die ihn zum Vater rufe.—

Er entblößte sein Haupt, faltete seine Hände und blickte auf zu den Sternen des Himmels; er betete. —

Und frischer Lebensmuth und frohe Gefühle durchzitterten sein Herz, und eine himmlische Freudigkeit erfüllte sein Innerstes. Das ist die Kraft des Gebetes. —

Und in Andacht hingegossen, fühlte er sich so heiter, so ruhevoll, wie das Kind an des Vaters liebender Brust. Er hatte kein Auge mehr für die dunkeln Wolkenzüge der drohenden Gefahr; denn er war bei Ihm, dem Gott der Macht und der Liebe. Die heilige Flamme des kindlichen Gottvertrauens durchwallte mit beseligender Kraft und Wärme

seine muthvoll sich hebende Seele. — Das ist der Segen des Gebetes. —

Und in Ihm, bei Ihm, mit Ihm fühlte er sich so hochgehoben, so begeistert, so glücklich, wie er sich noch nie gefühlt. Das ist die Nähe Gottes.

10.

Der Tag begann zu dämmern; Theodor befahl dem Tambour, die Reveille *) zu schlagen. Nach wenigen Minuten hatte sich die Mannschaft in Reihe und Glied gestellt. — Die hochbepackten Proviantwägen rasselten den Steinweg daher, an starken Stricken einige sich gewaltig sträubende Rinder nachschleppend. — Theodor nahm die Wagen in die Mitte seiner Mannschaft und kommandirte zum Abmarsch nach Imst zurück. Ein Bursche aus dem Weiler ward mitgenommen, um die Mannschaft auf dem fahrbarsten Wege zu führen. Zwischen zwei freiwilligen Jägern ging er an der Spitze des Zuges. —

Der Marsch mochte einige Stunden gewährt haben, als die Fahrstrasse in eine Hohlgasse einbog, genannt die Geißmiger-Kreppe. — »Sie sei nur einige hundert Schritte lang, auch liege gleich außerhalb ihr am Walde das Dorf Geißing, wo er gestern Abends auf der Heimkehr vom Viehhandel bayerische Soldaten gesehen und von ihnen gehört habe, daß sie heute da bleiben, um ihre Kameraden zu erwarten,« — sagte der vorangehende Bote zu seinen beiden Wächtern, welches einer davon an Theodor meldete. — Dieser ließ sich durch die, ihm übrigens gar nicht unwillkommene Aussicht auf Verstärkung seines Detachements in seiner Vorsicht keineswegs irre machen. Er kommandirte

*) Morgensignal, mit der Trommel, der Trompete oder dem Flügelhorn gegeben, um die Soldaten zu wecken und aufstehen zu machen.

Halt, befahl den Trainsoldaten *), ihren Pferden Heu vorzuwerfen, und vertheilte Branntwein unter seine Leute, die sich im Grase lagerten und, noch vom gestrigen, reichlichen Schmause mit Brod und Fleisch versehen, unter lustigem Geplauder ein gutes Frühstück hielten.

Die Hohlgasse war von geringer Breite, dazu auf beiden Seiten von felsigen, steil aufsteigenden Hängen eingeschlossen. — Nach halbstündiger Ruhe ließ Theodor die Transportwägen in die Hohlgasse einfahren, seine Mannschaft aber zu beiden Seiten der Gasse am Rande der Hängen marschiren, zur Deckung des Transportes und um einen feindlichen Ueberfall von vorne herein, wie von den Seiten her mit voller Freiheit der Bewegung begegnen zu können. — Die zur rechten Seite der Transportwägen marschirende Abtheilung führte Theodor. Recht wohl erkannte er das Gefährliche seiner und der Seinigen Lage, wenn er hier angegriffen würde. Zu seiner Linken zog sich die tief liegende Hohlgasse hin. In diese eingezwängt, von den steilen, felsigen Seitenwänden wie von einem Zwinger umschlossen, wäre keine Vertheidigung möglich gewesen, und oben, am Rande der Berghängen, gegen seine rechte Seite durch einen schmalen, sandigen Raum, von einem dichten Walde getrennt, war jeder, an diesem Rande marschirende Soldat gleichsam eine Scheibe, ein sicheres Ziel für den im nahen Walde versteckten Schützen.

Das Marschiren dicht am Saume des Waldes verschaffte der Mannschaft ungleich mehr Sicherheit und mehr Gelegenheit zur Vertheidigung, als auf dem freien Raume zwischen Wald und Hohlgasse. Dieses mit militairisch-richtigem Blicke ersehend, wollte Theodor seine Mannschaft da-

---

*) Train nennt man beim Militair eine Anzahl Wagen, auf denen Kriegsmaterial oder Proviant transportirt wird, wie auch die zur Bespannung der verschiedenen, bei Lazarethen, Proviantcolonnen oder Munitionstransporten gebrauchten Fuhrwerken nöthigen Pferde; die zur Bedienung solcher Pferde unter den Conscriptionspflichtigen zum Fuhrwesen genommenen Leute heißen Trainsoldaten.

hin führen und dem am andern Rande der Bergwand mit seiner Abtheilung ziehenden Unteroffizier eine gleiche Bewegung anbefehlen, als von der Hohlgasse herauf ein wildes Gelärme und Fluchen erscholl. Die Hohlgasse bog im scharfen Winkel um einen felsigen Vorsprung. Einige Schritte außerhalb dieser Beugung lag ein umgestürzter, mit Holzblöcken beladener Wagen, die Fahrt versperrend. Gerade hier war die Gasse so eng, daß, um dem Proviantwagen das Fortfahren möglich zu machen, der umgestürzte Wagen gänzlich abgeladen, dazu noch in allen seinen Theilen zerlegt, und so, Holz wie Wagen, Stück für Stück weggeschafft werden mußte. Das war eine, längeres Verweilen herbeiführende, und viele Hände in Anspruch nehmende Arbeit. — Freiwillige Jäger und Bergschützen mußten die steile Wand hinabklettern, um die Passage so schnell als möglich frei zu machen; nur wenige Soldaten blieben zum Besetzen der beiden Bergwände übrig. —

Da fielen Schüsse, da stürzte zu beiden Seiten der Hohlgasse, aus dem Walde hervor, ein Haufe Tyroler, unter dem wildesten Geschrei, mit der Blutgierde des Tygers auf die Soldaten sich werfend. Das Handgemenge, das Ringen und Kämpfen war mörderisch; es ward ein gegenseitiges Gemetzel, ein Schlachten. —

Die Soldaten fochten mit Löwenmuth; aber die Uebermacht erdrückte sie. Die Mannschaft, welche von dem Korporal befehligt, auf der linken Seite der Geisinger Kreppe kämpfte, war theils erschossen, theils in die Kreppe hinabgesprengt und wurde da von den Tyrolern, die von allen Seiten heranstürmten, mit Büchsenkolben und Knitteln erschlagen. Theodor, auf seiner Seite von drei baumstarken, mit armdicken Stachelstöcken bewaffneten Männern angefallen, deren schweren Waffen er nur seine Säbelklinge entgegensetzen konnte, hatte einem seiner Gegner den Kopf gespalten, dem andern die Hand aus dem Gelenke gehauen, als der dritte, dadurch entmuthigt, einige Schritte zurücksprang, und zwei seiner Gefährten, die nicht ferne davon einen erschossenen Unteroffizier ausplünderten, zur Hülfe herbeirief.

Der Augenblick einer möglichen Rettung war für Theodor gekommen. Er benützte das Zurückweichen des Tyrolers zur schnellen Flucht. — Ein donnerndes: Halt! wurde ihm zugerufen; aus einem Gesträuche hervor starrte ihm die schwarze Mündung einer angelegten Büchse entgegen. Mit der flüchtigen Gewandtheit eines gehetzten Wildes warf sich Theodor, um dem Bereiche des Schützen zu entrinnen, nach der Seite hin in die zerstreuten Gebüsche. — Die Büchse knallte; Theodor stürzte schwer verwundet; er raffte sich auf und floh dem Thale zu. —

Da wich der Boden unter seinen eilenden Sohlen; er stürzte in eine Tiefe. — Sein Auge brach; er hörte auf zu athmen. — —

11.

Der Mond stieg über die Gebirge herauf und beleuchtete, wie mit Tageshelle, zwei hochgewachsene, breitschulterige Männer, die, gekleidet in die Landestracht der Pusterthaler, die kurze, und doch so weithin reichende Stutzbüchse am Riemen über der einen Schulter, über der andern am breitgeflochtenen Bande das vielgebrauchte Leinwandsäckel mit Pulver und Kugeln, auf den starken Springstock gestützt, am Rande der Geisinger Kreppe standen und in die Hohlgasse, dann um sich herblickten.

»Also hier haben die wackern Schlienzer,« unterbrach der Aeltere der beiden Männer das längere Stillschweigen und drehte mit unheimlichem Lächeln an dem graugemengten Schnurrbart, »den bayerischen Gästen vorgestern die Suppe versalzen und die Heimkehr verriegelt. Mußte ich doch gerade vom Hause hinweg seyn; wie gerne hätte ich den lustigen Kehraus mitgemacht. — Klug sind sie, recht viel klug, die Schlienzer und Geisinger. In den Abgründen, so tief und so schroffwandig, daß selbst kein Bär, kein

Wolf sich hinunter wagt, liegen die Todten, die Wägen sind im Walde verbrannt, die Pferde über das Wormsee-joch auf dem Wege nach dem Lombard'schen, und hier jede Spur des Kampfes so vertilgt, daß der Fremde und der Einheimische, der von der Sache nicht ein Wissen hat, stundenlang auf diesem Platze verweilen darf, ohne das geringste Merkmal von dem zu finden, was da vorgestern geschehen ist. Also das ganze Schifflein mit allen den Schnapphähnen, welche die Speicher, Ställe und Keller des Tiefbrunner Weilers so fleißig gelichtet hätten, ist hier mit Mann und Maus in den Grund gebohrt worden?«

»Alle, Unteroffiziere, Soldaten und Fuhrknechte, auch der Tambour,« fiel Lorenz, sein Gefährte, ein, »mußten in's Gras beißen; nur der Offizier ist entkommen, liegt aber gewiß, wie ein verendetes Rauwild, in irgend einem Dickicht, denn der Ortler Natzi, wie er selbst mir gesagt, hat ihn beim Davonrennen auf den Pelz gebrannt, und der Natzi ist der beßte Schütze im ganzen Landl.« *)

Die Männer schritten die grasige, nur wenig bebuschte Verhänge hinab, — schweigend und langsam. Von Zeit zu Zeit blieben sie stehen und flüsterten; im Thale unten, an einer Matte, welche eine Quelle durchfloß, wollten sie auf Hirsche anstehen, weil da ein guter Wechsel **) war. Plötzlich blieb der Aeltere stehen und zeigte auf einen im Mondlichte glänzenden Gegenstand; es war ein Tschakko, der an einem Gesträuche lag. — Die Männer zweifelten keinen Augenblick, daß der Tschakko dem bayerischen Offizier gehöre, dessen Mannschaft an und in der Geisinger Kreppe war getödtet worden. — Ueberzeugt, daß die Leiche nicht ferne seyn könne, suchten sie am Gesträuche umher. — »Halt,« flüsterte der Eine seinem Gefährten zu, — »hier, wo die faulen Balken und Bretter umher liegen, ist die alte Wildhütte gestanden, und dieses noch wohlgemauerte

*) Provinzialausdruck, womit der Salzburger und der Tyroler ihr Vaterland bezeichnen.

**) Gang, welchen das Hochwild gewöhnlich hin und her geht.

Loch war der Keller, worin der Jäger von Maria-Brunn in der heißen Sommerszeit das am Morgen geschossene Wild den Tag über bewahrte, bis er es in der Abendkühle in's Kloster schaffte. — Darin liegt der Bayer, ich wette meinen Stutzen gegen eine Haselnuß, und ich will ihn heraufholen; denn es wäre Schade, wenn die Uhr und das Geldbeutelchen und ein goldnes Fingerringlein da begraben bliebe.« — Hastig zog er eine starke Leine aus seinem Jagdsacke, befestigte sie an einem nahen Baumstamme, und ließ sich daran in den nicht tiefen Keller hinab. — »Ich habe ihn schon,« rief er aus dem Loche herauf, und die Füße in die Lücken der ausgefallenen Steine stemmend, mit einer Hand an der Leine sich emporhelfend, mit der andern den Gefundenen am Rockkragen nachziehend, hatte der baumstarke Mann bald den Rand des Kellers erreicht, wo ihn die kräftige Hand seines Gefährten vollends zu Tage förderte. —

Lorenz legte den Leichnam auf den Rücken, beugte sich über ihn und blickte in dessen, vom Monde hell bestrahltes, todtenblasses Gesicht. — »Bei der lieben Frau von Ambros,« rief der Erschrockene, »das ist der Offizier von der Haller Brücke. — Um Gotteswillen! er lebt noch. Schwager Benedikt, schaff' Hülfe, so lieb Dir mein Leben ist. — Sieh, er athmet immer kennbarer; er zuckt mit den Augenliedern!« —

Nach wenigen Minuten hatten die kunstfertigen und geschäftigen Hände der beiden Männer aus starken Zweigen und Stangen eine Trage bereitet, und ehe noch der Morgen anbrach, war der Bewußtlose unter ein gastliches Obdach gebracht.

12.

In der Oberstube eines stattlichen, einsam gelegenen Bauernhauses, welche der Hofbesitzer als Gemach für liebe

Gäste bequem und in ihrer Art nach Tyroler Landessitte mit Aufwand eingerichtet hatte, saß eine Frau, groß und schlank, deren Gesicht nicht frisch und schön genannt werden konnte, das aber durch Züge von freundlicher Gutmüthigkeit einen angenehmen, des Beschauers Anneigung und Vertrauen gewinnenden Anblick bot. Die Frau strickte an einem dicken, grobwolligen Strumpfe, wie ihn der Tyroler Landmann vom Knie bis an den Knöchel trägt, und lauschte mit aufmerksamen Ohren, dann und wann nach einem grünen Vorhang im Hintergrunde des Zimmers, der oben mit Ringelchen von Messing an einer dünnen Eisenstange befestigt, eine riesig große Bettstelle unter seiner faltenreichen Umhüllung verbarg.

Benedikt, der Hausherr, dessen Bekanntschaft wir auf der Höhe an der Geisinger Hohlgasse bereits gemacht haben, trat in die Stube, und warf sich, müde und erhitzt von einem weiten Gange im Gebirge umher, auf die glänzend gescheuerte Ofenbank. — »Gott sei gelobt und gepriesen,« erwiederte die fromme, mitleidige Frau auf Benedikts Frage nach dem Befinden des Offiziers, — »die Kugel ist herausgeschnitten und die Gefahr vorüber, hat der Bader Oswalt versichert, und auch bei allen Heiligen gelobte, nicht mit einer Sylbe zu verrathen, daß ein bayerischer Offizier im Hause verwundet liege. —

»Oswalt ist ein Mann von Wort, dafür kenne ich ihn« — sprach Benedikt, — »überdieß weiß er, daß sein Stillschweigen und seine Kur gut bezahlt werden. Mein Töchterlein und das Gesinde lag noch tief in den Federn, als wir den Verwundeten durch die Hinterthüre in das Haus schafften, und ist er einmal so weit hergestellt, daß er in's Freie kann, so gebe ich ihn für unsern Vetter, den Meraner Kaufherrn aus, und sage: er sei in der Nacht angekommen. Gott und die liebe Frau von Ambras werden mir beistehen, daß ich halten kann, was ich Deinem Manne gelobt habe mit Mund und Hand.«

»Ja, wir wollen auf die göttliche Vorsehung mit Zuversicht vertrauen und von Ihr das Beßte erwarten!« — sprach die fromme Agnes aus gottergebener Seele, und

drückte im treuen Zusammenhalten des Bruders dargereichte Hand mit inniger Wärme an ihr gutes Herz.

13.

Des geschickten Baders Oswalt fleißige Bemühung, die Kraftfülle einer keuschen, unvergeudeten Jugend und die liebreichste Pflege der mütterlich besorgten Agnes hatten auf Theodors Heilung so hülfreich eingewirkt, daß er, weniger durch die Verwundung als durch den Blutverlurst, schon am Rande des Grabes, überdieß im Zustande des höchsten Grades körperliche Schwäche die schmerzhafte Operation des Ausschneidens der tief sitzenden Kugel erleidend, nach fünf Wochen vollkommen hergestellt und kräftig genug war, ohne fremde Hülfe mehrere Stunden im Freien zu wandeln. —

Daß er beim Hausgesinde als der Meraner Vetter angekündigt wurde, seine Uniform gegen eine bürgerliche Kleidung, die Benedikt in Brixen für ihn eigens gekauft hatte, vertauschen, auch daß er seine Spaziergänge öfters schnell unterbrechen und in sein Zimmer sich zurückziehen mußte, wo er dann jederzeit bald darauf viele Menschen theils einzeln, theils zu Mehreren in das Haus gehen, gewöhnlich selbe heftig sprechen und lärmen und unter sich streiten, auch einige Mal nächtlicher Weile einspännige Karren am Hause anfahren hörte und dann jederzeit bemerkte, daß aus selben verschiedenartige Waffen, kleine Fäßchen und kleine Kisten, — ohne Zweifel Ladungen an Pulver und Blei — in das Haus geschafft wurden, — alle diese Ergebnisse und Beobachtungen ließen ihn nur zu richtig erkennen, daß in dieser Gegend ein neuer Volksaufstand im Werke sei. Auch gedachte er immer deutlicher und lebhafter so mancher, wenn auch nicht geradezu sich aussprechender Aeußerung aus Benedikts Munde, — besonders sobald dieser Mann dem Weine zu viel zugesprochen hatte, welche nur die Erzeugnisse eines

glühenden Nationalhasses seyn konnten. — Daher ward ihm die sorgliche Pflege, welche er in diesem Hause genoß, und Benedikts wahrhaft herzlich-wohlwollendes Benehmen gegen ihn, den Bayer, den feindlichen Offizier, um so unerklärbarer. —

Es war zur Mitternachtsstunde, als Theodor aus dem Schlafe gerüttelt wurde. Mit einer brennenden Leuchte in der Hand stand Benedikt vor seinem Bette. »Stehen Sie auf, Herr Lieutenant,« sprach er in hastiger Rede, — »binnen einer Stunde müssen Sie aus meinem Hause seyn, länger kann ich Ihnen unter meinem Dache nicht Wohnung, nicht Schutz geben, und dieser gelingt mir außerhalb derselben nur dadurch, daß ich Sie aus einem bayerischen Offizier in einen Tyroler Landmann umschaffe. Ihre Uniform, dazu Tschakko, Schärpse und Säbel ist schon wohl verwahrt, und für jetzt diese Kleidung die Ihrige.« — Dabei wies er auf einen nahen Stuhl, worauf vom grünen, spielhahnbefiederten Hütl, bis zu den dicksohligen Bundschuhen der vollkommne Anzug eines Tyrolers aus der Volksklasse lag. —

Während sich Theodor abmühte, mit der ungewohnten, ihm aber vollkommen passenden Kleidung sich anzuthun, wobei ihm Benedikt unterweisend an die Hand ging, war Lorenz in die Stube getreten, von Agnes gefolgt, die eine dampfende Schüssel mit fettem Türkenmues *) und einem Becher Leitacher **), nebst zwei brennenden Kerzen auf den Tisch stellte. —

»Die Zeit ist gemessen,« — begann Benedikt, indem er Theodor zum Mitgenuß des Frühstückes durch eine Handbewegung einlud, — »daher wollen wir sie auch noch benützen.« —

---

*) Ein Brei von Mais (dem sogenannten türkischen Korn) fingerhoch mit geschmolzener Butter übergossen; das Lieblingsgericht der Tyroler.

**) Unter den in Tyrol an den Ufern der Etsch wachsenden Weinen eine der beßten Sorten.

»Vorzüglich dazu,« fiel Theodor ein, — »um mir eine Aufklärung zu geben, die ich, mein lieber Benedikt, von Euch mit Recht fordern kann. — Warum muß ich so schnell und so im Geheimen fort? — Warum wird mir diese Kleidung aufgezwungen? — Wohin bringt ihr mich?«

»Aus meinen guten Gründen, — mit denen ich freilich noch hinter dem Berge halten muß,« — entgegnete Benedikt — »habe ich während Ihres Aufenthaltes in meinem Hause jede Zwiesprache von Ihnen mit Einem der Unsrigen zu verhindern gewußt. — Aber jetzt ist der Augenblick da, wo Sie erfahren müssen, wie es gegenwärtig außen in der Welt, das heißt, in Tyrol aussieht.«

»Wer geglaubt hat, in Tyrol herrsche Ruhe und Unterwerfung, weil die Ober- und Unter-Innthaler zum Kreuz gekrochen sind, der war im großen Irrthume, wurde aber von diesem schon wenige Tage nach dem Abzug des Wrede geheilt. — Sie waren gerade an diesem Tage auf Ihrem Proviantmarsche — denn Deroi, welcher mit seiner Division allein in Innsbruck und um selbes herum geblieben, wurde von den Pusterthalern und Vintschgauern angegriffen. Der alte Herr hat sich wacker gehalten; es half ihm aber Nichts; der Hormayer, der Major Theiner und Schneider brachten in's Landl die gedruckten Berichte von dem großen Siege, welchen unser Franzl, — ich will sagen, der allergnädigste Kaiser von Oesterreich, — bei Aspern über die Franzosen gewonnen. Nun ging der Tanz erst recht los. Das ganze Ober- und Unter-Innthal war wieder aufgestanden, unsere Leute brachen die Brücken zu Hall, Volders, Schwatz und Rottenberg über den Inn ab, und der Deroi mußte reteriren, wobei es ihm aber schlecht ging, recht schlecht, bis er mit seiner halben Mannschaft und seinen Paar Stucken *) Rosenheim erreicht hat. — Die Ober-Innthaler haben den Arco von Imst bis nach Mittenwald gejagt. — Kein Bayer steht mehr auf Tyroler'schen Grund und Boden. — Wohl aber ist der Aufruhr jetzt ärger als

---

*) Provinzialausdruck der Tyroler für Kanonen.

je im ganzen Landl ausgebrochen, und allen Bayern der Tod geschworen. Daher müssen Sie schnell fort, daher habe ich Ihnen den Kopf mit dem Tyroler Hütl, den Leib mit dem Lodenkittel, die Füße mit den Bundschuhen bedeckt, damit Sie einem von Uns gleichsehen, wenn uns auf der Fahrt eine Bauern-Patrouille begegnet, wo dann nicht gefragt wird. — Und nun geht es geradezu nach der Scharnitz, wo ich alle Schliche und Wege kenne, um Sie mit Gottes Hülfe an die bayerischen Vorposten zu bringen. Aber nun auf und fort!« —

»Nur noch eine Frage, — mein lieber Benedikt, mein edelmüthiger Wohlthäter, mein hochherziger Retter,« — sprach Theodor, als er sich mit Benedikt vom Tische erhob, und faßte dessen Rechte in seine beiden Hände, — »deren offenherzige, streng-wahre Beantwortung mir Euer biederer Charakter nicht versagen wird. — Benedikt, Ihr seid Tyroler mit Leib und Seele, mithin ein warmer Anhänger der vorigen Landes-Regierung, ein Feind der Gegenwärtigen und ihrer Angehörigen. Woher rührt nun die Großmuth, mit welcher Ihr mich in Euer Haus aufgenommen, mir wundärztliche Hülfe verschafft, dazu die beßte Pflege, die liebreichste Behandlung gewährt, und überdieß das wagliche Werk übernommen habt, mich aus der Mitte eines Volks, dem Ihr angehört und welches der Todfeind eines jeden Bayern ist, schützend und hilfereich zu den Meinigen zu bringen? — Benedikt, woher dieser Edelmuth, dieser milde Sinn, welchen selbst Mancher an seinem Anverwandten, an seinem Freund nicht üben würde?« —

Da betrachtete ihn Benedikt mit Blicken der Rührung, und mit einer weichen, fast zärtlichen Stimme sprach er, auf Lorenz weisend: »Herr Lieutenant, kennen Sie diesen Mann nicht mehr? — Er wurde in der Nähe der Brücke von Hall, wo Sie auf Picket standen, von Ihren Leuten gefangen. Sie entrissen ihn den grausamen Händen der Soldaten, welche den Gefangenen, den Wehrlosen bis auf den Tod mißhandelten; Sie ließen ihn um Mitternacht heimlich entfliehen, weil der französische Bluthund, der Lefebre,

geschworen hatte, jeden Tyroler, der wieder gefangen würde, am nächsten Baume aufknüpfen zu lassen. — Das haben Sie an ihm gethan, und er ist mein Schwager, mir, nach meiner Schwester, auf Erden der liebste Mensch. Als wir Sie aus dem Kellerloche in der Wildhütte gezogen und in's Gras hingelegt hatten, da erkannte Sie Lorenz auf den ersten Blick, trotz der Todtenblässe Ihres Gesichtes. Ich wußte nur die Art seiner Rettung, und bei der Erzählung derselben hatte ich ein feierliches Gelobniß gemacht, Ihnen, sollten wir einst auf welche Art immerhin zusammen kommen, die christliche Liebe, welche Sie an meinem Schwager so werkthätig ausgeübt haben, nach Kräften zu vergelten. Gott hat Sie in unsere Hände geführt, und mir die Gnade verliehen, Ihnen einigen Dienst leisten zu können. Aber nun keinen Augenblick gezögert; denn wir haben schon zu lange geplaudert, und ehe der Tag anbricht, müssen wir schon eine gute Strecke von hier seyn. Mithin, Lorenz und Agnes ein kurzes, herzliches Pfietigott *) und dann aufgesessen.« —

Nicht mit Worten, aber mit nassen Augen, mit innigem Händedrücken nahmen Theodor, Lorenz und Agnes von einander Abschied. —

In einem leichten, mit einer Plache umspannten Wägelchen, daran zwei starke, doch flüchtige Pferde, fuhren der Tyroler und der Bayer im scharfen Trabe dahin. Viele Tyroler, theils einzeln, theils in Haufen, aber alle wohl bewaffnet, begegneten ihnen; es hätten wohl Manche Lust gehabt, das Wägelchen anzuhalten, zu fragen oder zu plaudern; aber Benedikt rief den Begegnenden immer schon aus der Ferne einen landesüblichen Gruß entgegen und hieb zugleich so kräftig in die muthigen Rosse, daß es im Fluge dahin ging, und Keiner, ohne Gefahr einer Beschädigung, dem dahin schießenden Fuhrwerke sich hätte nähern können.

Mittagsrast und Nachtruhe wurden abseits von der Strasse im dichten Walde gehalten. Es mangelte nicht an

*) »Behüte dich Gott!« — in der Tyroler Mundart.

Wein, Käse und Brod für die Reisenden, nicht an Haber und Heu für die Pferde; der Hintertheil des Wägelchens war damit reichlich bepackt.

Am Morgen des dritten Reisetages waren sie in der Nähe von Scharnitz. *) Benedikt bog in den felsigen Waldberg ein, so weit als die Pferde in dieser Wildniß fortzukommen vermochten. Er spannte sie aus an einer hängigen Wiesenstrecke, knebelte ihre Füsse und ließ sie grasen; dann nahm er aus dem Wäglein einen Bündel, Theodors militairische Kleidung, hieng sich dessen Tschakko und Säbel an einem frischgeschnittenen Stocke über die Schulter, und sie gingen in das Gebirg hinein. Der Gang währte mehr denn zwei Stunden; und war eben so beschwerlich als gefahrvoll. Bald hinanklimmend die steilsten Berge, dann von Thurmeshöhe herab in das Thal auf jähen Abschüssen, öfters von Strecke zu Strecke auf dem Rücken fortgleitend, — jetzt zur Linken eine schroffe Felsenwand, zur Rechten einen Abgrund, und zwischen beiden ein Wildsteig **), auf welchem nur dadurch fortzukommen war, daß sie einen Fuß vor den andern setzen, mit anlehnendem Körper an der Felsenwand sich fortschoben; auch öfters über Abgründe springen, durch reißende Waldbäche bis an die Schultern sich durcharbeitend, von Zeit zu Zeit mit Säbel und Messer durch die undurchdringlich verschlungenen Dickichte sich Bahn machen mußten.

Nach dreistündiger Anstrengung und Gefahr, welche in allen ihren Beschwerden und Schrecknissen nur Jene zu würdigen wissen, die sie je bestanden haben, ward der Urwald lichter, der Pfad ebener, und der verwitterte, steinige Boden bekleidete sich immer reicher und freundlicher mit üppigem, duftenden Moos, mit frischen Gräsern und blühenden Pflanzen. Eine, im schönsten Sonnenlichte glänzende,

---

*) Dorf im Kreise Ober-Innthal der Grafschaft Tyrol an der Isar mit sehr bedeutendem Passe (Porta claudia.)

**) Sehr schmaler Pfad in den Hochgebirgen für Gemse und Edelwild.

im lieblich-abwechselnden Reize prangende Fläche that sich auf vor Theodors trunkenen Blicken, der, entzückt von dem, was sein Auge erschaute, die Brust von einer namenlosen Wonne durchflossen, keine wichtigere Pflicht, keine süßere Freude kannte, als zum Vater im Himmel zu reden, Ihm zu danken für so mächtigen, so väterlichen Schutz und Schirm gegen die drohendsten Gefahren, und Ihn anzuflehen, dieses Dankgebet und die Bitte, an seiner Stelle dem christlich-mildthätigen Wohlthäter die erzeigten Liebeswerke zu vergelten, weil er es nicht vermöge, mit Huld und Gnade aufzunehmen. —

Das war Theodors Bitt- und Dankgebet wenige Augenblicke vor seiner Trennung von dem edelmüthigen Benedikt. —

»Wir haben die von meinen Landsleuten besetzten Plätze,« — sprach Benedikt, — »mit großer Anstrengung und öfterer Lebensgefahr umgangen. Nun haben Sie, Herr Lieutenant, von den Tyrolern nichts mehr zu befürchten; denn vom Saume jenes Feldgehölzes her, blitzen Ihnen die Mußketen der Ihrigen entgegen; in Mittenwald, eine Stunde von da, finden Sie den Arco. — Hier sind Ihre Sachen, und nun leben Sie wohl, — Gott sei mit Ihnen jetzt und immer.« — Ein Paar rasche, weit ausgreifende Sprünge, — und Benedikt war in den Gebüschen verschwunden, ehe Theodor, bis zu Thränen gerührt, nur einige Worte des gefühltesten Dankes zu stammeln vermochte. —

Als Theodor den Tyroler-Anzug abgelegt und sich wieder militairisch bekleidet hatte, fand er in der Brusttasche seines Oberrockes ein kleines, schweres Päckchen. Siebzig Dukaten rollten der öffnenden Hand entgegen. Die Thränen, welche über die von innerer Bewegung gerötheten Wangen auf das Gold träufelnden, und sein inniger Blick nach Oben, sein dankbar-glühender Blick nach der Gegend hin, wo der edle Benedikt seinen Augen entschwunden war, sagten klar und deutlich, was er im Innersten seines Herzens fühlte.

14.

Wenige Tage nach Theodors Ankunft bei seinem Obersten, dem Grafen von Arco, dessen Freude über die merkwürdige Rettung seines so sehr geliebten und so schmerzlich als verloren betrauerten Adjutanten eine wirklich väterliche war, brachen die Tyroler durch den Scharnitzer Paß, griffen Arco an, tödteten und verwundeten von seinem Corps 2300 Mann, nahmen 269 gefangen und drängten ihn bis Kochel zurück, wo er eine feste Stellung nahm.

Mit Lefebre sein, nun zu einer Brigade erhobenes Corps vereinigend und wieder in Tyrol eindringend, wo er Rattenberg und Schwatz besetzte, um für die unter Lefebre nach Innsbruck vorgedrungene Armee als Soutien *) zu dienen, wurde Graf Arco am 13. August von den Tyrolern mit Uebermacht angegriffen, und in dem Augenblicke, als er, an der Spitze einer Grenadier-Compagnie zu Fuß mit hochgehobenem Säbel vordringend, einen hartnäckig vertheidigten Verhau erstürmt hatte, auf selbem durch einen Büchsenschuß getödtet. Er starb in Theodors Armen, der dicht an seiner Seite den Verhau erklettert hatte. — Lefebre ward zum Rückzug nach Salzburg gezwungen. — Da wurde am 14. Oktober zwischen Frankreich und Oesterreich der Friede von Schönprun geschlossen. —

Aber schon einige Tage vor dem Friedensschlusse war Wrede mit seiner Division von Linz und Wels aufgebrochen; er zog in Eilmärschen gegen Tyrol und rückte über Salzburg und Traunstein am 18. Oktober in St. Johann ein, während der Kronprinz von Bayern mit der von ihm befehligten ersten Armee-Division nach Losen drang, und Deroi die dritte Armee-Division von Kufstein nach Wörgel führte. Die Brigade des, im ganzen bayer'schen Heere tief betrauerten, ob seines persönlichen Muthes, seiner Herzensgüte, seiner ritterlichen Tugend und seines religiösen

*) Eine Abtheilung Truppen, welche andern, die vor- oder seitenwärts marschirt sind, zur Hülfe, zur Unterstützung, zum Schutz aufgestellt sind.

Sinnes schmerzlich vermißten Grafen Arco, wurde nach dessen ruhmvollen Tod der Division des Generals Deroi zugetheilt, und Theodor zum Oberlieutenant befördert, vom General Deroi als Ordonnanz-Offizier in seinen General-Stab genommen. —

Nachdem das Ober-Innthal vom 1. bis 17. November durch eine Reihe von Gefechten überwunden und die Strasse von Innsbruck nach Meran über Finstermünz frei geworden, bekam Theodor den Befehl, dem französischen General Baraguay-d'Hilliers nach Meran wichtige Depechen *) zu überbringen. — Er ritt ab in Begleitung eines Offiziers des Regiments Kronprinz-Chevauxlegers, welcher ihm mit 25 Mann zur Bedeckung gegeben war. —

In der südlichen Umgebung von Meran herrschte unter den Einwohnern noch nicht die Ruhe und Unterwerfung, wie in den beiden Inn-Thälern. Die Herrschaft Paßeyer, in ihren 25 Ortschaften, 3600 Einwohner zählend, war noch im vollen Aufstande, dessen wildes Feuer durch den, von Bayern und Franzosen gefürchteten Insurgenten-Hauptmann Tamminger, auf dessen Kopf ein Preis von 1000 fl. gesetzt war, immer mehr angefacht wurde. An der südlichen Grenze des Ober-Innthals, Besitzer eines Oekonomie-Hofes mit Schenkrecht, — (das Wirthshaus zum Bühel und Tamminger gewöhnlich der Bühelwirth genannt —) hatte sich der Bühelwirth nach Arcos Vertreibung aus der Position bei Mittenwald mit Hofer und Speckbacher unversöhnlich entzweit, seine Hauptmannsstelle niedergelegt und den Passeyern sich angeschlossen, welche ihn, ob seiner in ganz Tyrol bekannten Tapferkeit, ob seiner kriegerischen Kenntnisse und seines glühenden Hasses gegen die Bayern und Franzosen mit Jubel empfangen und unverzüglich zum Commandanten von zwei, ganz mit Stutzen bewaffneten Scharfschützen-Compagnien, ernannte. — Tamminger war es, der

---

*) Amtliche, — militairische, wie andere Schreiben, — von Wichtigkeit, der Besorgung der Zweck der Reise des damit Beauftragten ist.

mit seinen Scharfschützen und 200 schlecht bewaffneten, aber tollkühnen Bauern, den französischen General Rusca überfallen und zwei Regimenter desselben fast gänzlich aufgerieben hatte. —

Gleich nach Theodors Ankunft in Meran und Ueberreichung seiner Depechen wurde er nebst dem ihn begleitenden Chevauxlegers-Offizier vom General Baraguay-d'Hillers zur Tafel geladen. Während dieser trat ein französischer Dragoner, mit Staub bedeckt, und alle Kennzeichen eines sehr beschleunigten Rittes tragend, in das Speisezimmer und übergab dem General ein Schreiben. Nachdem er es gelesen und dem Dragoner geboten hatte, im Ordonnanzzimmer auf weitere Ordre zu warten, und dort Wein und Speise sich geben zu lassen, sagte er zu dem an seiner Seite sitzenden Obrist Montall: »Der Bataillonschef Retron meldet mir, sichere Nachricht erhalten zu haben, daß der berüchtigte Tamminger an der Spitze seiner Scharfschützen und gefolgt von einer zahlreichen Schaar Passeyer und Vintschgauer gegen ihn im Anzug, und dessen Angriff morgen zu erwarten sei. Er bittet um Verstärkung, besonders um Cavallerie, weil dort, sollte er nach Vetschin zurückgedrängt werden, die weite Fläche für die Reiterei sehr günstig sei. Mit Anbruch der Nacht marschiren Sie, Herr Oberst, mit Ihrem Regiment, von dem auch nicht ein Mann zurückbleiben darf, mit den beiden Grenadier-Compagnien des 64. Regiments und 100 Dragonern nach Vitschin zu, umgehen das Dorf und legen sich zu beiden Seiten des Flachlandes auf den bewaldeten Höhen in Hinterhalt. Retron bekommt von mir den Befehl, gleich nach Eröffnung des Gefechtes von den Bergen herab sich gegen Vitschin in die Ebene zu ziehen. Ist der Feind auf dieser, so nehmen Sie ihn von den Seiten und vom Rücken in Empfang, während Retron wieder umkehrt und sich von vorne auf ihn wirft. — Geht Tamminger in diese Falle, so ist er unser, und durch seine Gefangennehmung, oder seinen Tod, schon nach wenigen Tagen ganz Passeyer unterworfen, und dieser nutzlose, opferreiche Kampf beendigt. Dafür bürge ich.« —

Mit Aufmerksamkeit hatte Theodor die Rede des Generals angehört. Seine tapfere Brust hob sich in ritterlicher Kampfeslust, es durchglühte sie der lebhafte Gedanke, daß es ein wichtiges Werk zum Wohle der Menschheit, daß es eine rein-christliche Pflicht sei, auszuziehen in den gerechten Streit gegen einen Aufwiegler des Volkes, zur Befriedigung gegen einen Wütherich, der seines sündhaften Hasses gegen seinen rechtmässigen Landesherrn, alle Schranken der Menschlichkeit, der Unterthanenpflicht, der Pflichten gegen Gott und den Nächsten mit blutgieriger Hand zerbricht, Tausende in Tod und Elend stürzt, und dessen Bezwingung allein im Stande ist, Tausende der verheerenden Wuth des Krieges und allen dessen furchtbaren Wehen zu entreißen. — Mit Hast bat Theodor den General um Erlaubniß, den Truppen, welche gegen den Rebellen Tamminger noch in dieser Nacht ausrücken, sich anschließen zu dürfen. Gerne gab dazu der General seine Einwilligung. An der Seite des Obersten, der die Ausrückung befehligte, ritt Theodor mit Einbruch der Nacht aus Meran. —

Mit Tagesanbruch stürmte Tamminger an der Spitze seiner wilden, beutesüchtigen, blutgierigen Horde gegen die Truppen des Bataillonschefs Retron heran, welche, von dem beabsichteten Ueberfalle bereits in Kenntniß gesetzt und darauf vorbereitet, sich doch erst jetzt aufzustellen begannen, als wären sie wirklich überrumpelt worden. — Tamminger, gekleidet wie der Tyroler Landmann, aber, um schon aus der Ferne seinen Leuten kenntlich zu seyn, bedeckt mit einem breitkrempigen, das Gesicht beschattenden Hut, auf welchem ein blutrother Federbusch hoch emporragte und mit einer eben so grellfarbigen Binde um den Leib, worin zwei lange Reiterpistolen stacken, an der Seite einen langen, breiten Säbel, in der Hand die sichere Büchse, — drang so lebhaft und mächtig auf die Franzosen ein, daß Retron seinen, unter den Soldaten schon früher bekannt gemachten Rückzug nur mit größter Mühe und Geschicklichkeit so ausführen konnte, daß er nicht viele Leute verlor, ehe er das Flachland gegen Vitschin zu erreichen vermochte. Kaum

hatte er den Waldsaum überschritten, als er seinen Rückzug beschleunigte, und zwar in gerader Richtung nach Vitschin.

Dieses, für eine militairische Aufstellung wichtige Dorf nicht in die Hände der Franzosen gelangen zu lassen, war für Tamminger eine rasch zu lösende Aufgabe, woran er auch gleich mit solcher Hitze ging, daß er, ohne die Berge, welche das Flachland weit hinein besäumten, durchstreifen zu lassen und dadurch seine Flanken zu sichern, wie ein, seinen Damm durchbrechender Strom aus dem Gebirge in die freie Ebene heraus stürzte mit seinem, in die wildeste Unordnung sich auflösenden Haufen, der aus Begierde, den fliehenden Franzosen ein gräßliches Blutbad zu bereiten, kein Commandowort mehr hörte und nur von blinder Wuth sich hinreißen ließ. —

Da wandte sich das fliehende Bataillon wie auf einen Zauberschlag, tausend Gewehrmündungen starrten den athemlos daherkeuchenden Tyrolern entgegen. Das einzige Wort: »Feuer!« — und die Schüsse krachten und ganze Schaaren sanken hin, sterbend, verwundet. Aber nur noch wüthender trieb Tamminger seine Haufen an. Jetzt sprengte in ihrem Rücken die Dragoner-Schwadron daher; jetzt brachen aus den Gebüschen der beiderseitigen Waldberge die Truppen des Oberst Montall, das Bajonet gefällt, im Sturmschritte hervor. —

Wüthend kämpften die Tyroler; aber ihr Kampf war fruchtlos. Bald war die Ebene mit Leichen, mit tödtlich Verwundeten bedeckt. — Was über die Fläche hin nach den Bergen floh, wurde von den Dragonern ereilt und niedergehauen. —

Noch hielt sich eine Schaar, ihren Tamminger umgebend, in welche die französischen Grenadiere nicht einzudringen vermochten. — Das Pferd eines herabgeschossenen Dragoners trabte heran, nach seinen Gefährten wiehernd. Rasch hatte Tamminger den Zügel erfaßt, mit einem flüchtigen Satze war er im Sattel, und getrieben von den Stößen der nagelbeschlagenen Absätze, von den Hieben der flachen

Klinge, gallopirte das bejahrte, plumpe Franzosenroß in schwerfälligen Bewegungen den bewaldeten Bergen zu. —

Tammingers Flucht, welche seine Getreuen mit Löwenmuth deckten, bemerkte Theodor, der an der Seite des Obersten Montall auf einer kleinen Erhöhung hielt. Wie der Pfeil von der Sehne flog er auf seinem vogelschnellen Ungar vom Hügel herab dem Fliehenden nach. Noch einige Augenblicke, und Tamminger hätte den Wald erreicht, in ihm Schutz und Freiheit gefunden. — »Halt und ergib Dich!« — rief Theodor beinahe schon dicht an seiner Seite, und den Säbel schwingend zum Hiebe nach Tammingers Hand mit der gespannten Pistole, deren Mündung nahe an seiner Seite war. — Das Pulver blitzte von der Pfanne. Mit furchtbarer Kraft stieß ihm Theodor den Säbelgriff in das Genick; durch die Heftigkeit des Stosses betäubt, stürzte Tamminger vom Pferde, geradehin auf das Gesicht. —

Zwei Dragoner waren auf flüchtigen Pferden gefolgt, und eben herangesprengt, als Tamminger vom Rosse stürzte. Sie warfen sich aus dem Sattel und rissen den Gefallenen vom Boden auf.

Der Gefangenschaft des gefährlichen Rebellen sich freuend, aber in dem Wehrlosen nicht mehr den Feind, nur den Menschen, den Nächsten sehend, ermahnte Theodor die Dragoner, den Gefangenen nicht zu mißhandeln. —

Jetzt wandte sich Tamminger in langsamer Bewegung gegen Theodor, schlug die breite Krempe des festgebundenen Hutes zurück, und blickte ihm starr in das Auge.

»Um Gottes Willen, Benedikt!« — schrie Theodor mit herzzerreißendem Tone, und gleitete, von schmerzvollster Ueberraschung durchzittert, das geisterbleiche Gesicht verhüllend, seiner nicht mehr mächtig, vom Pferde herab in die herbeigeeilten, ihn umstehenden Soldaten.

15.

In früher Morgenstunde des andern Tages wurde Theodor zum General Baraguay-d'Hilliers gerufen. —

»Ich wünsche Ihnen Glück zum Ehrenkreuz,« sprach der General, dem Eingetretenen die Hand mit milder Freundlichkeit reichend, »Sie haben gestern Größeres gethan, als Manche, die Schlachten gewonnen; — denn durch Ihre tapfere Hand wurde ein Feind besiegt, der in seinem furchtbaren Hasse gegen Frankreich und Bayern, dazu von den Bewohnern des Passeyerthales und des Vintschgau abgöttisch verehrt, noch Tausende der Seinigen und Tausende der Unsrigen hingeopfert hätte. Zwei Nationen sind Ihnen lohnreichen Dank schuldig. Mein Bericht an den Kaiser geht noch heute ab, und es ist nicht zu zweifeln, daß Ihnen, Herr Oberlieutenant, mit dem Ehrenkreuze der Legion noch eine reiche Dotation verliehen wird; denn Napoleon belohnt die Tapferen.«

»Aber erklären Sie mir doch, woher es kam, daß Sie, wie mir Oberst Montall berichtet, nach der Gefangennehmung des Rebellen, als er Ihnen starr in's Auge blickte, mit einem, den Dragonern unverständlichen Ausrufe und mit allen Zeichen des Entsetzens vom Pferde sanken?« —

Theodor erzählte ausführlich und mit strenger Wahrheit, was ihm vom Tage seiner Entsendung aus Imst bis zur Wiedervereinigung mit seinem Oberst, dem Grafen Arco, begegnet war. Er erklärte freimüthig, daß kein Ehrenkreuz, keine Dotation, kein Avancement *) je vermögen wird, ihm die Ruhe, den Frieden, die Heiterkeit des Innern wieder zu geben, welche er durch die qualvolle, seine Seele stets umschwebende Empfindung, den Mann, der ihn das Leben gerettet, der ihn mit Liebe und Wohlthaten überhäuft hat, mit eigner Hand gefangen und dem Blutgerüste überliefert zu haben, für immer verloren hat. —

---

*) Beförderung, Vorrücken in einen höhern Rang, vorzüglich beim Militair.

Baraguay-d'Hilliers, ein Mann von hohem Geiste und edelstem Herzen, sprach zu Theodor weise, beschwichtigende Worte. Er hatte nicht fruchtlos gesprochen. War es auch nicht eine ganz heitere Stimmung, in welcher Theodor den General verließ, so war doch in seine, heftig bewegte, im wilden Schmerze wogende Seele eine mild-ernste Ruhe, ein glückliches Gleichgewicht wieder zurückgekehrt.

16.

Zu Botzen lagen 500 Bayern, welche die Tyroler, mit denen der berüchtigte Speckbacher am 24. August (1809) über die Tyroler-Grenze in das Salzburger Gebiet eingefallen war, bei Luftenstein, Lofen und Unken gefangen und nach Botzen geführt, da aber, als sie vom französischen General Rusca überfallen und geschlagen wurden, zurückgelassen hatten. Diese Gefangenen ließ Baraguay-d'Hilliers nach Meran bringen, um sie, zur Transportirung nach Bayern unter der Bedeckung der Chevaurlegers, welche Theodor bei sich hatte, an diesen zu übergeben. —

So eben war Theodor auf dem Wege in das Franziskaner-Kloster, worin die bereits unter sein Commando gestellten Bayern ein reinliches Quartier und sehr gute Verpflegung hatten, um ihnen den Befehl zum Abmarsch auf den folgenden Tag zu verkündigen, als ihn ein Ordonnanz-Offizier des Generals ereilte mit der Nachricht: daß der Rebellenhäuptling Tamminger auf eine Unterredung mit ihm sehr dringe, daß auch die Erlaubniß dazu der General gegeben und bereits dem Gensdarmerie-Brigadier, der das Commando über die Stockhauswache führe, die nöthigen Befehle ertheilt habe. — Nachdem Theodor im Franziskaner-Kloster seine Geschäfte besorgt hatte, ging er unverzüglich dem Stockhause zu; es war einer der bittersten Gänge seines Lebens. —

Das Kriegsgericht hatte über Tamminger den Tod durch den Strang ausgesprochen, weil er als Rebell keines militairischen Todes durch die Kugel würdig sei; und zur Hinrichtung den nächsten Morgen festgesetzt. — Vom Augenblicke des ausgesprochenen und dem Delinquenten verkündigten Urtheils an, beteten, von zwei zu zwei Stunden abwechselnd, die Priester mit ihm. — So eben trat einer derselben aus dem Stockhause, als Theodor dem Thore sich nahte; es war der würdige Pater Guardian der Franziskaner von Meran, welchen Theodor beim General Baraguay-d'Hilliers hatte kennen gelernt, der diesen hochachtbaren Priester sehr oft zu sich einlud. — Mit freudeglänzenden Augen sprach der Guardian von der wahren Andacht, von der erhabenen Würde, mit welcher Tamminger sich zu seinem nahen Tode vorbereite; mit welcher Inbrunst er den heiligen Geist angeflehet habe, die Gnade ihm zufließen zu lassen, seine Sünden in allem ihren Umfange und ihrem Gewichte genau zu erkennen, sie auf's Innigste zu bereuen und durch ein vollständiges, aufrichtiges, klares Bekenntniß eine wahrhaft gottgefällige Beicht sich des Genusses des allerheiligsten Sakraments des Altars würdig zu machen. Zu seiner großen Beruhigung vernahm Theodor aus dem Munde Guardians, wie gefaßt, wie religiös-heiter der arme Sünder sei; ja wie er mit heißer Sehnsucht dem Augenblicke seiner Hinrichtung entgegensehe, da er die innerste Ueberzeugung habe, daß er nur durch eine gottergebene Erduldung der wohlverdienten Strafe der beseligenden Gnade theilhaftig werden könne, den von ihm so schwer beleidigten Vater im Himmel mit sich auszusöhnen und vor dem Throne des liebevollsten Richters Erbarmung zu finden. —

»Ja, er wird sie finden,« — sprach der ehrwürdige, greise Mönch mit der schönen Begeisterung des reinsten, innigsten Gottvertrauens. — Aber des heiligsten Richters mildeste Erbarmung wird auch Jedem werden, der in seinem Innersten fühlt und erkennt, daß Gott nicht allein die Güte, die Liebe, die Barmherzigkeit, sondern daß Er auch die höchste, unveränderliche Gerechtigkeit ist. — Die Er-

barmung wird Jedem werden, der sich nicht damit begnügt, seine Sünden zu beweinen, sie zu bereuen und Besserung zu geloben, sondern der mit Thränen, mit Reue und guten Vorsätzen ein kindlich-andachtvolles Gebet, eine strenge Bekehrung, einen tugendhaften, im Guten standhaften Wandel vereint, und oft, wie Sirach (7, 40.) so weise ermahnt, in allen seinen Gedanken, Worten und Werken der vier letzten Dinge des Menschen gedenkt und über den irdischen Pfad hinaus ernst hinblickt auf Tod und Gericht, auf Hölle und Himmelreich. — Wer dieses thut mit gesammeltem Geiste, mit reuevollem Gemüthe, mit unbeugsamer Kraft in Vollbringung guter Vorsätze, der wird immer wandeln auf den heiligen Wegen der Tugend, der Gottverehrung, der Nächstenliebe, und selbst unter den heftigsten Stürmen eines vielbewegten Lebens wird sein Herz voll Ruhe und Frieden seyn; denn es ist ein Tempel des heitern Glaubens an die Huld des Herrn, der sich erbarmt über die, die ihn fürchten und lieben, wie sich ein Vater erbarmt über seine Kinder.«

17.

Durch einen langen, gewölbten, vom Oellichte in trübglasiger Laterne schwach erleuchteten Gang, vorüber an niedrigen Thüren dumpfer Keuchen, unter dem schaurigen Wechselschalle des Kettengeklirres, lauten Betens, wilden Gefluches, jolenden Gesanges wurde Theodor vom Stockmeister an eine, mit Riegel und Schloß wohlverwahrte, eisenbeschlagene Thüre geführt, vor welcher zwei französische Grenadiere mit bloßen Säbeln Wache hielten. Die Thüre ward vom Stockmeister aufgesperrt und Theodor trat über die Schwelle des grauenvollsten aller irdischen Gemächer, über die der Armensünderstube. —

An einem Tischchen, worauf zwei gelbe Wachskerzen in hohen, blanken Messingleuchtern vor einem silbernen Kru-

zifixe brannten, saß Tamminger, nicht mit dem gewöhnlichen, talarartigen Sterbekittel der zum Tode Verurtheilten angethan, sondern in seiner gewöhnlichen Kleidung, dazu fessellos, und las in einem Andachtsbuche. — Bei Theodors Eintritt stand er auf, reichte ihm die Hand, und wies auf einen nahestehenden Stuhl. Beide setzten sich. —

»Ich habe Sie bitten lassen,« — begann Tamminger mit einer Freundlichkeit und Ruhe, die ein sicherer Bürge seiner durch Gebet und Ergebung in Gott erstarkten Seele waren, — »zu mir zu kommen, um mit Ihnen, Herr Oberlieutenant, vertrauungsvoll über das zu reden, was für dieses mein zeitliches Leben mir noch das Wichtigste ist, und eine Bitte an Ihr Herz zu legen, deren Erfüllung, — wie ich vollkommen erkenne, eine sehr beschwerliche ist, und welche, die ich nicht wagen würde, hätte ich nicht Ihr edles Gemüth, Ihren christlichen Sinn und Ihre Nächstenliebe so recht aus dem Grunde kennen gelernt.« —

»Mein Töchterlein ist Ihnen während Ihres Aufenthaltes in meinem Hause lieb geworden, weil das Mädchen so fromm und sittsam, dabei verständig und immer heitern Gemüthes ist. — Vom nächsten Morgen an ist Franziska eine Waise; denn — hier träufelten Thränen aus seinen Augen und seine Stimme zitterte — der Vater kehrt nie wieder und die Mutter ruht schon seit fünf Jahren im Gottesacker zu Schliensee. Schwager Lorenz ist bei der Vertheidigung des Berges Isel, als ihn die Bayern stürmten, erschossen worden und sein Weib, meine Schwester Agnes, hat ihn nur wenige Stunden überlebt; der Schrecken über seinen Tod hat die schon lange kränkelnde Frau schnell dahin gerafft. — Franziska ist nicht nur eine Waise, sondern auch schon in wenigen Wochen ein verlassenes, hülfeloses, unbewachtes Mädchen, da die Base, welche seit dem Tode der Agnes und meiner Entfernung von Bühel die Hauswirthschaft besorgt und das Mädchen unter ihrer Obhut hat, nach Schwatz, ihrem Geburtsort zurückkehrt, und dadurch das zwölfjährige Mädchen sich selbst, und ihr Be-

sitzthum, das Wirthshaus am Bühel, dem Schalten und Walten der Dienstboten überlassen ist.« —

»In meinen schlaflosen Kerkernächten habe ich so oft und so inbrünstig Gott angeflehet, mich zu erleuchten, was ich in der kurzen Zeit, die mir noch auf dieser Erde beschieden seyn wird, für das geistliche und körperliche Wohl meiner Frauziska, für die Erhaltung ihres Vermögens zu thun habe, und mir auch gnädig die Mittel zu geben, das, was ich für mein einziges Kind ersonnen, in Ausführung zu bringen. Mein andächtiges, eifriges Gebet ward vom himmlischen Vater erhört. Durch Ihn, von Dem alles Gute kommt, wurde plötzlich in mir der Gedanke lebendig, mich vor meinem Todesgange mit obrigkeitlicher Hülfe meinen letzten Willen zu errichten und darin zu bestimmen, daß mein Wirthshaus am Bühel, worauf nicht die geringste Schuld lastet, nebst Feldern, Wiesen, Holz und der dazu gehörigen Senne *) vom Gerichte soll versteigert, der Erlös als das volle Eigenthum meiner Franziska gegen landesübliche Zinsen sicher ausgeliehen, meine Franziska aber bei den Ursulinerinnen in Innsbruck als Kostgeherin untergebracht, und da, gegen Bezahlung aus den Interessen ihres Vermögens, auferzogen werden soll in Demuth und Reinheit, in Lust zur Arbeit, in Freude am Gebet, im eifrigen Wandeln auf den Wegen Gottes, bis sie das gehörige Alter und so viel Verstand und Beurtheilungskraft hat, um ihr Vermögen zu übernehmen und in den Stand der Ehe zu treten, oder der Welt zu entsagen, und in klösterlichen Mauern Gott zu dienen.« —

»Und wer könnte mir lieber und verlässiger seyn zum Vollstrecken meines letzten Willens, als Sie, Herr Oberlieutenant? — Wem könnte ich die Sorge für mein einziges Kind, die Vaterstelle mit größerem Vertrauen übertragen, als Ihnen? — Gott hat mich erleuchtet, für Fran-

*) In der Schweiz und in Tyrol mehr oder minder ausgebreiteter Waideplatz mit Häuschen für den Hirten zum Bereiten der Butter ꝛc. ꝛc.

ziska den beßten Theil zu erwählen; denn mit dem Gedanken des Besitzverkaufes, der Unterbringung meiner Franziska im Kloster der Ursulinerinnen kam mir auch der, zu Ihnen meine Zuflucht zu nehmen und Ihnen die Vaterstelle über mein Kind anzuvertrauen und das Glück zu genießen, in voller Beruhigung über das Schicksal meiner Franziska die Welt zu verlassen.« —

»In dieser wichtigen Stunde, welche die letzte unsers irdischen Zusammenseyns ist, — flehe ich Sie an, über das Vermögen meines Kindes als Vollstrecker meines Testamentes, als Vormund zu wachen, über Franziska als Vater zu walten. — Wollen Sie durch das Gelobniß, meine Bitte zu erfüllen, die letzte irdische Sorge von meinem Herzen, und von dem Dornenpfad, welchen ich morgen gehe, die Stacheln hinweg nehmen?« —

»Ich gelobe es!« — sprach Theodor mit feierlicher Würde, und reichte Tamminger seine Rechte hin; »ich gelobe es mit einem Eide, — bei Gott dem Allmächtigen, bei der gebenedeiten, heiligsten Mutter, bei dem Wohl meiner Seele!« —

Da erhob sich Tamminger von seinem Sitze, sank vor dem Kruzifixe auf die Knie, drückte sein Haupt auf die gefalteten Hände nieder, und betete mit stummer Lippe, im Wonnegefühl des nun ganz beruhigten Vaterherzens, ein inniges Dankgebet. —

Thränen der Rührung im Auge, verließ Theodor auf leisen Sohlen den Betenden. —

18.

Eine Stunde später erschien in der Armensünderstube ein Auditor der französischen Besatzung, und der Stadtrichter von Meran, um Tammingers letzten Willen aufzunehmen; dazu als Zeugen zwei Hauptleute. — Auf Theodors

Bitte hatte der menschenfreundliche General eine Commission zur Aufnahme des Testaments abgeordnet und dazu unter den Auditoren und Offizieren der Besatzung von Meran nur solche gewählt, welche der deutschen Sprache vollkommen mächtig waren. —

Die Urschrift des Testaments wurde beim Stadtgericht in Meran niedergelegt, und eine von der Commission beglaubigte Abschrift an Theodor überliefert.

19.

In einem und demselben Augenblicke, in welchem Theodor an der Spitze der, unter seinem Commando, aus der Tyroler Kriegsgefangenschaft zu ihren Regimentern zurückmarschirenden 500 Bayern durch das Thor von Meran auf der Strasse über Neuders gegen Innsbruck zog, schritt Tamminger durch das entgegengesetzte, in der Mitte der beiden, auf seinem letzten Gange ihn stärkenden Priester, umrungen von französischen Gensdarmen, dem vom nächsten Hügel ihm entgegen starrenden Hochgerichte zu.

20.

In Wolfrathshausen, dem letzten Nachtquartier vor dem Einrücken in München, vernahm Theodor von einem Rittmeister des Chevauxlegers-Regiments Kronprinz, welches in diesem Marktflecken und dessen nächster Umgebung cantonirte *), die bereits geschehene Auflösung des Corps der

*) Vor und nach einem Kriege, (bei Kavallerie und Artillerie, auch meistentheils während eines Lustlagers in kleinen Städten, Marktflecken, Dörfern theilweise einquartirt seyn.

freiwilligen Jäger und die Eintheilung der Offiziere in verschiedene Regimenter, mit Ausnahme derjenigen, welche früher Forst-Beamte waren und wieder in ihre Stelle zurückkehrten.

Als Theodor, zufolge eines von der Commandantschaft in München ihm entgegen geschickten Befehles, die in Meran übernommene Mannschaft vor das Rathhaus zur Einquartirung bei den Bürgern geführt und sich zur dienstlichen Meldung beim Stadtcommandanten eingefunden hatte, überraschte ihn dieser mit der Ankündigung seiner Beförderung zum Hauptmann im Leibregiment, mit der Ueberreichung des Ordens der Ehrenlegion, welcher für ihn vor wenigen Tagen von Paris gekommen war, und mit dem Auftrage, unverzüglich vor dem König zu erscheinen. Welch huldvoller, welch ehrender Empfang ward ihm da. — Der Ruf seiner Tapferkeit, seiner Kenntnisse, seines frommen Sinnes, seines sittenreinen Wandels war zu den Thronestufen des edelsten, von allen seinen Unterthanen mit innigster Verehrung geliebten Maximilians gelangt. Wie ein Sohn von dem Vater, wurde er von seinem Monarchen aufgenommen, mit Worten der mildesten Huld beglückt, mit reicher Großmuth begabt. Es war ja Max, der hochgefeierte Bayern König, der geistvolle, umsichtige Fürst, durch Sittenreinheit, natürliche Gutherzigkeit, Milde und menschliche Tugend seinem Volke ein hohes Muster; es war ja der unvergeßliche Max, dessen Namen das treue Volk der Bayern nur mit Segnungen nennt, denn er hat den Bayern in seinem Ludwig einen Herrscher gegeben, für welchen jedes, dem Guten und Schönen erschlossene Herz in heißer Liebe schlägt. —

21.

Dankbare, kindliche Liebe, die brennende Sehnsucht nach dem edlen Werner, nach der guten Martha, seinen innig verehrten, zärtlich geliebten Pflege-Eltern, entführten Theodor schon am zweiten Tage nach seinem Einrücken in München dem Kreise seiner neuen Kameraden, deren jeder ihm mit treuherziger Freundschaft entgegen kam, und allen den mannigfaltigen Freuden, welche ihm die vielbelebte und vielbewegte Hauptstadt im bunten, reichhaltigen Wechsel darbot. — Mit Postpferden eilte er dahin nach der ersehnten Heimath, die ihm so liebe Menschen bewahrte. —

Den Postillonen doppeltes Trinkgeld reichend, kein Nachtlager sich erlaubend, dem Frühstück, dem Mittagsmahl, dem Abendessen kaum eine Viertelstunde gönnend, war Theodors Heimreise eine beflügelte Courierfahrt. — Er kam an im Forsthause am schwarzen Tannig, überraschend durch sein unangekündigtes Erscheinen, und Werner, Martha und Felix waren freudetrunken vom Wiedersehen ihres so innig geliebten Theodors; die Holzhauer, Pechsieder und Köhler, mit welchen Theodor in seinem Forstdienste Verkehr gehabt, eilten herbei auf die Nachricht von seiner Ankunft, um ihn herzlich zu begrüßen; aber sie blieben stehen in scheuer Ferne, die abgegriffene Mütze zwischen den Händen drückend; sie getrauten sich nicht heran zur freudigen Begrüßung in schlichten, redlich-gemeinten Worten; sie hatten sich den Theodor gedacht, wie er noch unter ihnen war, ein schlank-aufgeschossener Jüngling, in einfacher Waidmannstracht, immer beweglich und lebhaft, jedem von ihnen schon aus der Ferne einen freundlichen Gruß zurufend, wenn ihn hungerte, mit dem Kohlenbrenner, mit dem Holzhauer die Milchsuppe aus Einer Schüssel essend, dafür mit jedem seinen Rauchtabak theilend, oder die Kinder beschenkend; immer fröhlich und des jugendlichen Lebens in sittlich-heiterer Weise sich freuend. Aber jetzt stand er da am Lehnstuhle des alten, gebrechlichen Oberförsters in der vollen, kräftigen Ausbildung seines schön gebauten Körpers, in edler, reinster Haltung, ange-

than mit der glänzenden Uniform des Leibregiments, das schimmernde Ehrenkreuz an der tapfern, hochgewölbten Brust. — Sie wagten sich nicht heran, die einfachen, demüthigen Waldleute; schüchtern blieben sie an der Schwelle des geöffneten Zimmers stehen, worin Theodor so eben den aufmerksam zuhörenden Pflege-Eltern von den bestandenen Gefechten und Schlachten dieses für die bayerischen Waffen so ruhmvollen Krieges erzählte; es wäre ihnen gar lieb gewesen, unbemerkt davon zu schleichen, welches sie auch so leise als möglich versuchten. Aber jetzt erblickte sie Theodor; er eilte herbei, begrüßte Alle eben so heiter und traulich, als wäre er noch der frühere Jägerbursche, fragte theilnehmend, wie es ihnen, ihren Weibern ergehe, drückte jedem verstohlener Weise ein Goldstück in die Hand und lud sie sämmtlich ein, am nächsten Sonntag nach dem pfarramtlichen Gottesdienst im Wirthshause zu Mitterstetten mit den Ihrigen sich einzufinden, wo für sie ein tüchtiges Mittagessen und ein guter frischer Trunk in Bereitschaft seyn werde. — Diese mildreiche Freundlichkeit von solch einem vornehmen Herrn gegen so geringes Volk, diese Einladung zu einer Gasterei, — nein, das war zu viel für die guten Leute, die sich von dem Hauptmann des Königs, von dem Ritter mit dem blinkenden Ehrenkreuz allenfalls ein gnädiges Kopfnicken erwartet, aber solche liebevolle Freundlichkeit und Güte nicht einmal geträumt hätten. — Es war ihnen so weich im Herzen, daß sie nicht vermochten, mit Worten zu danken, aber die thränennassen Augen verkündigten wohl verständlich, was sie in der Tiefe des freudig bewegten Herzens empfanden. —

22.

Theodor hatte einen zweimonatlichen Urlaub, nicht blos nach der Heimath, sondern auch nach Tyrol; dahin wollte er in der zweiten Hälfte seiner Urlaubszeit, um Tammin-

gers letzten Willen zu vollziehen. Er hatte bereits schon am Tage nach seiner Ankunft im Forsthause am schwarzen Tannig, die Einleitung zum Schlichten der Tyroler Angelegenheit so weit getroffen, daß er dem Advokaten Dr. Schönbeck zu Innsbruck, welchen er im Laufe seines dortigen militairischen Aufenthaltes als einen sehr rechtlichen und ausgezeichnet geschickten Anwalt hatte kennen gelernt, das Wichtigste aus Tammingers Testament mittheilte und ihn bat, zum Verkauf des Wirthshauses am Bühel und zu Franziskas Aufnahme im Kloster der Ursulinerinnen vorbereitende Schritte zu thun. — Schönbecks Antwort, welche bald folgte, enthielt so bestimmte Versicherungen seiner eifrigen Dienstleistung, daß Theodor mit Recht hoffen durfte, während seines vierwochentlichen Aufenthaltes zu Innsbruck die ganze Angelegenheit vollkommen nach Tammingers väterlichem Willen zu Stande zu bringen und dem freudigen Bewußtseyn sich hingeben zu dürfen, das durch Eid versichertes Gelobniß, welches er in die Hand des unglücklichen Tamminger so feierlich niedergelegt hatte, in all seinem wichtigen Inhalte erfüllt zu sehen. — Es beseelte ihn das regeste Verlangen, sein Wort schnell und kräftig zu lösen. Schon im Anfange der dritten Woche seines Aufenthaltes bei seinen geliebten Pflege-Eltern nahm er in Elbling Postpferde, und eilte hin nach Tyrol, nach diesem von drei Ketten der rhätischen Alpen durchzogenem Gebirgsland, das, mit dem ewigen Winter in seinem Hochgebirge, mit dem italischen Himmel in seinem Süden, so reich ist an schauerlichen, wie auch an höchst reizenden Naturscenen, reich an Gletschern, Eisfeldern und Lavinen, an höchst lieblichen Thälern, romantischen Wasserfällen, entzückend durch seines Südens frühe, üppige Vegetation. — —

23.

In der Nähe der Stadt Salzburg waren die jungen, noch wenig eingefahrenen Pferde, welche Theodor, aus Mangel an andern, durch einen plötzlichen Andrang von Reisenden hinweggenommenen Pferden auf der Poststation in Laufen erhalten hatte, durch einen Schuß im Wäldchen an der Strasse scheu geworden, durchgegangen und, von der Strasse unaufhaltsam abweichend, eine steile Anhöhe hinabgesprengt, an deren Fuße das Vordergestelle des Wagens brach und dieser mit einem gewaltigen Stoße umschlug. — Es war ein so heftiger, gefährlicher Sturz, daß Theodor und der Postillon hätten verloren seyn müssen, würde nicht Gottes schützende Hand sie der nahen Todesgefahr entrissen haben. — Vom Wirthe des nächsten Dorfes ließ sich Theodor gegen freigebige Bezahlung auf einem sogenannten Schweizerwägelchen nach Salzburg fahren und seinen sehr beschädigten Wagen durch den Postillon mit Hülfe einer Schleife nachbringen. — Er hatte ihn vom Gerichtsarzt in Elbling um eine bedeutende Summe gekauft, und mußte sich nun gefallen lassen, ein Paar Tage in Salzburg zu verweilen, um dem Schmied und Stellmacher genügende Zeit zur Herstellung des sehr schönen und bequemen Wagens zu lassen. —

Dicht an Theodors Zimmer im Gasthofe zum goldnen Schiff in Salzburg wohnte ein vornehmer Reisender, welchen, wie Theodor, auch ein Unfall in dieser Stadt zurückhielt. — Wenige Stunden nach des Grafen Ankunft in Salzburg hatte nämlich eine Erkältung seinen Kammerdiener gezwungen, zu Bette zu gehen und einen Arzt kommen zu lassen. Dieser fand im Augenblicke keine Gefahr, erklärte jedoch, daß, sollte eine solche nicht eintreten, der Kammerdiener einige Tage Arznei und sorgliche Pflege haben müsse, da er alt und gebrechlich sei. — So unangenehm dem Grafen die Verzögerung seiner Reise war und so leicht es ihm gewesen wäre, in Salzburg einen Stellvertreter seines Kammerdieners bis zu dessen Genesung zu

finden, so blieb er doch, um sich zu jeder Stunde des Tages zu überzeugen, daß sein Anton von dem Wärter, welchen er eigens für ihn aufgenommen, zu gehöriger Zeit die verordnete Arznei erhalte und mit aufmerksamer Sorge behandelt werde. —

»Die Pflichten der Herrschaft gegen den Dienstboten,« sagte der edle Graf zu Theodor, der bei der Mittagstafel an seiner Seite saß, und sich über dessen milde, werkthätige Herzensgüte im warmen Lobe aussprach, »müssen nicht blos aus dem zwischen der Herrschaft und dem Dienstboten abgeschlossenen Vertrage hervorgehen, sondern auf dem allgemeinen Gesetze der Nächstenliebe gegründet seyn. Daß der Herr seinem Diener den ausgesprochenen Lohn zur bestimmten Zeit bezahle, in den Forderungen der zu leistenden Dienste, ein vernünftiges Maaß halte, keine übermäßige Arbeit ihm aufbürde und sich aller Härte und Lieblosigkeit enthalte, dazu ermahnt ja Sirach mit dem freundlichen Zurufe: »Hast Du einen treuen Knecht, so sei er Dir so werth, als Du Dir selber bist. Halte ihn wie Deinen Bruder!« — Und daß ich meinem kranken Anton eine liebreiche Pflege erweise, dadurch thue ich nichts größeres, als daß ich den Anforderungen des Gesetzes der Nächstenliebe genüge und nicht jenen Unglücklichen angehöre, von welchen des Paulus treuer Gefährte, der liebevolle Timotheos sagt: »Wer für seine Hausgenossen (Dienstboten) keine Sorge trägt, hat den Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Ungläubiger.« —

»Mein Vater, — Gott verleihe ihm eine fröhliche Urständ — war in allem seinem Denken, Reden und Handeln ein wahrer Vater, nicht nur seiner Kinder, sondern auch seiner Unterthanen und Dienstboten. Mir und meinem Bruder, — der an seiner Seite im Herrn ruht, gab er öfters die gute Lehre, mit christlichem Eifer zu sorgen für die leibliche Wohlfahrt, für die Zufriedenheit, für das ewige Seelenheil unserer Dienstboten. Gewöhnet die Leute, welche einst in Euerm Brode stehen, — so lehrte uns der hochherzige Nächstenfreund — durch liebevolle Ermahnungen,

durch freundliche Ueberwachung ihres Wandels an eine nüchterne und sparsame Lebensart, begegnet ihnen mit schonender Milde, mit herablassender Freundlichkeit; denn Ihr wisset ja, daß geschrieben steht: es soll der Dienstherr von der Strenge ablassen; daß Euer und der Dienstboten Herr im Himmel ist und daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt. — Aber verfallet nicht in den Fehler der zu großen Nachgiebigkeit und Vertraulichkeit. — Der Dienstbote will als Mensch auch des Lebens froh werden und er ist einer Erheiterung um so mehr bedürftig, je mehr seine Kräfte unter der Bürde beschwerlicher Arbeiten ermüden. Daher gönnet Euern Dienstboten von Zeit zu Zeit den Genuß unschuldiger Freuden, aber habt immer und in jeder Beziehung deren ewiges Seelenheil im Auge, und dieses kann nur dadurch erwirkt werden, daß ihr über die Sitten Eurer Dienstboten eine strenge Aufsicht führet, sie an jedem Sonn- und Feiertag, auch an Werktagen, wenn es immer möglich ist, zum Besuche des öffentlichen Gottesdienstes, zum Beten in der Morgen- und Abendstunde eifrig anhaltet und ihre Fehler, je nachdem es die Umstände erfordern, bald mit sanfter Schonung, bald mit strengem Ernst und kräftigem Nachdruck rüget. — Besonders aber bitte ich Euch, meine geliebten Söhne, Euern Dienstboten mit dem anregenden Beispiele der Thätigkeit und Ordnung, der Sittenreinheit, Nächstenliebe und Gottesfurcht voranzugehen. Das Beispiel der Herrschaft ist bei den Dienstboten das wirksamste, das einflußreichste auf deren zeitliche und ewige Wohlfahrt. — So lehrte uns der weise, edle Vater, und aus der Befolgung dieser verständigen, religiösen Lehren erwuchs mir das Glück, immer wackere Dienstboten zu haben, die das wenige Gute, welches ich ihnen erweise, mir durch Liebe und Treue reichlich vergelten.«

»Wie sehr verehre ich Sie ob so edler Gesinnung und Handlungsweise, die nur einem tugendhaften Herzen entsprießen können,« — sprach Theodor mit schöner Rührung zu dem Grafen, der ihm lächelnd die Hand reichte, und, wenn auch um dreißig Jahre älter als Theodor, ihn von

diesem Augenblicke an mit so inniger Traulichkeit behandelte, als wären sie schon Jahre lang Hand in Hand durch das Leben gegangen.

24.

Der Wagen war reparirt, auch der Kammerdiener Anton so gut hergestellt, daß ihn der Arzt als vollkommen reisefähig erklärte. Die siebente Stunde des nächsten Morgens war zur Trennung zwischen Theodor und dem Grafen festgesetzt. —

Im Laufe ihres zweitägigen Aufenthaltes zu Salzburg waren Beide fast ununterbrochen zusammen gewesen. Die Beschauung der Merkwürdigkeiten der Stadt, der Besuch des Doms und mehrerer Kirchen, des naturhistorischen Museums und der berühmten Bibliothek des Klosters Sct. Peter, des Schlosses Mirabel, des in Felsen gehauenen Amphitheaters, des Sigmundsthores, das Besteigen des Münich- und Kapuzinerberges zum Genuß der reizenden Fernsicht hatten die beiden Reisenden so beschäftigt und in Anspruch genommen, daß sie noch nicht daran gedacht hatten, die Mittheilung ihrer fernern Reiserichtung, ihres Reisezwecks gegen einander auszutauschen. — Zufällig hatte Theodor erfahren, daß sein Gesellschafter Graf Emanuel Solitzka heiße und in Mähren begütert sei; und der Graf kannte ihn blos als Herrn Theodor, Privatier aus Bayern; denn Theodor wollte in Salzburg, wo eine starke bayerische Garnison lag, den militairischen Meldungen, und in Innsbruck bei der noch immer herrschenden Erbitterung des Tyrolers gegen den bayerischen Soldaten, jeder Unannehmlichkeit ausweichen, daher reiste er in Civilkleidern, trug nicht den Orden, verschwieg seinen Hauptmannsrang, sogar den Namen Werner, und bezeichnete sich nur schlicht hin als den Privatier Theodor aus München. —

Am Vorabende ihrer Abreise saßen Beide unter traulichem Gespräche über Künste und Wissenschaften in Theodors Zimmer, als der Graf plötzlich das Gespräch abbrach mit den Worten: »In Ihrem gesegneten Bayern ist eine Gegend, die mich ungemein interessirt. Kennen Sie, Herr Theodor, das Städtchen Elbling und seine nahe Umgebung nach dem Waldgebirge hin?« —

»Gerade jene Gegend,« — antwortete Theodor mit Freude glänzenden Augen, — »ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die freundliche, die mir so innig liebe Wiege meines Lebens; sie war der Tummelplatz meiner frohesten, meiner unbeschreiblich frohen Jugend. An diese Gegend knüpfen mich die heitersten Erinnerungen.«

»Ist es möglich,« — fiel der Graf ein, — »daß wir noch mehr befreundet werden? — Gerade der Besuch jener Gegend ist der Zweck meiner mir ungemein wichtigen Reise! — O, erzählen Sie mir doch von Ihrem Geburtsorte, — von Ihren guten Eltern, Ihren lieben Geschwistern, damit ich sie aufsuche und ihnen aus der Ferne von dem theuern Sohn die herzlichsten Grüße bringe.« —

Wehmüthig blickte Theodor zur Erde nieder mit thränennassem Auge. »Ich kenne nicht das Land, den Ort, wo ich geboren wurde,« — sprach er mit weicher Stimme; — ich kenne nicht diejenigen, denen, nächst Gott — ich mein Daseyn verdanke. Auf meiner Geburt ruht für mich ein nächtlich-dunkles Geheimniß, und es blüht mir auch keine Hoffnung mehr, dieses schmerzliche Dunkel von einem freudig-klaren Lichte erhellt zu sehen. — Könnte ich das Leben meiner Eltern durch Hingabe meines Lebens zu einem lange währenden, zu einem recht glücklichen machen, wie gerne wollte ich es hingeben, wenn mir die Wonne würde, nur einmal an ihrem Herzen zu ruhen nnd ihren Segen zu empfangen. — Fremd blieb mir das heilige Band, welches das Herz des Kindes so innig an das Herz derer fesselt, denen es sein Daseyn auf Erden schuldig ist. Der Name Vater, Mutter, — dieser süße, ehrwürdige Name, das erste, was das Kind stammeln lernt, — das erste, was dem

Unmündigen ein schönes, inhaltreiches Wort der Freude und des Trostes ist — dieser heilige Name floß noch nicht über meine Lippe, denn bis zu dieser Stunde bin ich ein von Vater und Mutter verlassenes, ein verwaistes Wesen.« —

»Doch nein, — ich wäre ein herzloser, ein an der göttlichen Erbarmung gefühlloser, frevelnder Mensch, würde ich nicht mit heißem Danke die Liebe des himmlischen Vaters erkennen, welche mir Pflege-Eltern gegeben hat, deren Herzen ein gottgeweihter Tempel der schönsten Tugenden sind, und die mich liebten und pflegten, meine Seele mit Frömmigkeit, Nächstenliebe und Gottesfurcht, meinen Geist mit nützlichem Wissen zu bereichern strebten und zum ununterbrochenen Wandel auf guten Wegen mit dem anziehendsten Beispiele mir vorleuchteten. — Gott belohne sie dafür mit seinem Vatersegen; Er vergelte ihnen die mir erwiesenen Wohlthaten hienieden und jenseits.« —

»Wie sehr freue ich mich,« — sprach Graf Solitzka, — »nach Elbling und in jene Gegend zu kommen, wo Ihre guten, wackeren Pflege-Eltern wohnen. Ist mein Geschäft geschlichtet, so sei mein Erstes, sie aufzusuchen. — Nennen Sie mir den Namen und Wohnort dieses schon jetzt meinem Innersten so theuern Paares.« —

»Wenn es Sie nicht ermüdet, Herr Graf, so will ich Ihnen von meinen frühesten Jugendjahren erzählen, mithin auch von meinen geliebten Pflege-Eltern. — Es war vor 25 Jahren an einem Sommerabende, als im Forsthause am schwarzen Tannig, welches eine halbe Meile vom Städtchen Elbling liegt,« — begann Theodor —

»Vor 25 Jahren? — Bei Elbling im Forsthause am schwarzen Tannig?« — fragte der Graf mit Hast, — sich von seinem Sitze rasch erhebend und zu Theodor sich hinneigend, in der gespannten Stellung eines mit drängender Neugierde Horchenden. Er faßte sich jedoch nach wenigen Augenblicken und mit einer, in sichtbar erzwungener Ruhe leise Ausgesprochenem: »Fahren Sie in Ihrer Erzählung gefälligst fort« — ließ er sich wieder auf seinem Sitze nieder. — —

Als aber Theodor erzählte, wie er, sorgfältig und bequem eingeschachtelt, auf ganz eignem Wege, nämlich durch das Fenster, dem Revierjäger Werner in die Arme geschoben wurde, und in welch feine Linen er gewickelt gewesen, und daß er in einem grünseidnen Netze ein Kostgeld von 40 Dukaten mitgebracht, und an einer Seidenschnur um den Hals die Hälfte einer alten Goldmünze gehat habe, da faßte der Graf mit fieberhaft-zitternden Händen Theodors Arme. — »Die Goldmünze, — um Gottes Willen die Goldmünze!« — kreischte er gewaltsam hervor, jetzt die Wangen vom dunkelsten Purpur überflossen, jetzt in Todesblässe getaucht. Er wollte vom Sessel sich erheben, aber dazu hatte er nicht die Kraft. Mit Blicken, in welchen die heißeste Ungeduld brannte, das süßeste Entzücken schimmerte, wechselnd mit dem matten Lichte des Fürchtens und Zweifelns, starrte er auf Theodor hin, der die Goldmünz-Hälfte seit seinem Austritte aus dem Hause der Pflege-Eltern in einer Sammetkapsel auf der Brust tragend, schnell hervorzog und aus ihrer weichen Hülle nehmend, dem Grafen hinreichte, der sie mit bebender Hand dicht vor die thränenumflorten Augen brachte, mit einem Blicke, worin ein Himmel voll Entzücken leuchtete, Theodor betrachtete, die Arme weit öffnete und mit den Jubelworten: »Mein Sohn, mein Theodor!« — der zu mächtigen Vaterwonne erliegend, bewußtlos an die wogende Brust des wiedergefundenen, des überglücklichen Sohnes sank.

25.

Tief in dem fruchtbaren, einst von den Sciren, Rugiern, Herulern und Longobarden, dann allein von den Slaven bewohnten und nach dem Flusse Morawa benanntem Lande, worin Godwin, ein weiser, heilig lebender Mönch des Ordens der Benediktiner 791 das segenvolle

Werk der Heidenbekehrung begonnen, und ohne fremde Mithilfe, allein stehend und wirkend, durch Lehre, Liebe und Beispiel Tausende und Tausende aus dem grauenvollen Nachtdunkel des Götzendienstes an das mildstrahlende Licht des Christenthums geleitet hatte, — tief in dem fruchtbaren, gesegneten Mähren lebte auf seinem stattlichen, über die umgürtenden Dörfer und Weiler hoch ragendem Schlosse der reiche und mächtige Graf Emanuel Solitzka. *) Er lebte, wenn sein Rang als Großwürdenträger des Hauses Oesterreich es erforderte, das prachtvoll-prunkende Leben des hochgestellten, mit zeitlichen Ehren und Gütern überreich ausgestatteten Mannes; aber er fühlte sich am glücklichsten in den Stunden eines häuslichen, freundlichen Stilllebens, im Schooße seiner Familie, im Kreise seiner Unterthanen, denen er ein milder, gerechter Herr, ein hilfereicher Wohlthäter mit weisem Rath und großmüthiger That ein liebender Vater war. Wenn nicht jeder seiner Unterthanen am Sonntage sein Huhn im Topfe hatte, **) so war es gewiß nicht die Schuld dieses wahren Menschenfreundes, der schon am ersten Tage der Uebernahme seiner Güter unter deren Bewohnern die Armen in ihren Strohhütten aufsuchte, den Kranken und Gebrechlichen Geld, Arznei, Brod, Früchte und Kleidungsstücke mit mildreicher Hand spendete, den Gesunden und Rüstigen gut bezahlte Arbeit gab, die Wittwen versorgte, die Waisen auf seine Kosten ernähren, kleiden und erziehen ließ. —

---

*) Wahrheit der Thatsachen und Treue der Erzählung ist die Grundlage des ganzen Inhaltes dieser Mittheilung. Aber sie gehört nicht der Vorzeit, nicht längst dahingegangenen Geschlechtern, sondern, — wenn auch nicht der jüngsten, doch der jüngern Zeit an. So viel zur genügenden Rechtfertigung der Namenfiction der handelnden Hauptpersonen.

**) Heinrich IV. von Frankreich, ein trefflicher König, ein sehr guter Mensch, sagte einst: »Jeder meiner Unterthanen muß am Sonntage ein Huhn im Topfe haben.« — Mit Recht nannten ihn seine Unterthanen den guten Heinrich. —

Eleonora, seine Gemahlin, ein Bild weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit, wetteiferte mit ihrem edlen Gatten an Herzensgüte, Nächstenliebe und Religiosität. Solitzka, das Stammschloß des gräflichen Hauses, war der Sammelplatz der geistreichsten, tugendhaftesten Familien des Adels naher und ferner Umgebung, die Schule der feinen Sitten, des würdevollen, dabei ungezwungen und heiter sich bewegenden Anstandes, die freundlich geöffnete Zufluchtsstätte der Armen und Bedrängten jeden Standes und jeden Alters. —

Erst im siebenten Jahre ihres durch Liebe und Herzensreinheit höchst glücklichen Ehelebens erfüllte der himmlische Vater ihre heißesten Wünsche; der Allgütige schenkte der frommen, an Herz und Geist so reichen Eleonora ein gar holdes, liebliches Söhnlein. — Die Stunde der Geburt dieses seit Jahren so sehnlich erwarteten Sprößling des edelsten Stammes war eine Stunde des Entzückens der nun überglücklichen Eltern, und als am nächsten Tage das Knäblein von dem ehrwürdigen Pfarrer zu Solitzka unter Anwesenheit des vornehmsten Adels der Umgegend in der Schloß-Kapelle die heilige Taufe empfieng, und durch dieses erste und nothwendigste Sakrament ein von der Erbsünde befreites, zum Kinde Gottes wiedergebornes Mitglied der katholischen Kirche wurde, da strömten die Landleute herbei, dieser feierlichen, hochheiligen Handlung beizuwohnen, sich zu freuen über die Wonne der von Gott beglückten Eltern, und aus der Tiefe des dankbaren Gemüthes innig zu beten für ihre mildthätige Herrschaft und für den Neugebornen, ihrer Kinder einstigen Herrn und Gebieter. —

In mehr den tausend Herzen war die Freude eingezogen mit rauschendem Flügelschlage, während in Einem Herzen der bitterste Unmuth, der wildeste Zorn, der feindlichste Ingrimm mit zerfleischender Faust wüthete. — Es war das böse Herz des Grafen Wenzel Solitzka, welches bei der Kunde von dem Daseyn eines Erben seines Stiefbruders, des Grafen Emanuel Solitzka, zur Wohnstätte, zum Tummelplatz der verruchtesten Leidenschaften wurde. —

Das Stammschloß Solitzka mit den dazu gehörigen Dörfern, Weilern und Einödhöfen würde nach einem uralten Familiengesetze, wenn Graf Emanuel kinderlos gestorben wäre, an seinen Stiefbruder als Eigenthum übergegangen, oder zur Hälfte ihm zugefallen seyn, im Falle das erste, aus Emanuels Ehe hervorgegangene Kind ein Mägdlein gewesen, oder zehn Jahre lang die Ehe ungesegnet geblieben sei. Dieser Stiefbruder, Graf Wenzel Solitzka, Major im k. k. österreichischen Dragoner-Regiment Coburg, glaubte sich schon im Besitze der Halbscheid des werthvollen, mit keiner Schuld belasteten Güterbestandes, als bereits das siebente Jahr des ehelichen Lebens Emanuels hergekommen war, ohne Hoffnung auf Nachkommenschaft. Dem Major wäre der Besitz von Solitzka mit dessen Zugehör sehr gelegen, ja sehr nothwendig gewesen; denn in seinen Gesinnungen und seiner Handlungsweise dem feingesitteten, menschenfreundlichen, eingezogenen, religiösen Stiefbruder ganz entgegengesetzt, hatte er durch Spiel, Trunk und schwelgerische Gasterei, durch ungeregelte Hauswirthschaft, unsinnigen Aufwand und Geldverschleuderung für die Befriedigung seiner ungezügelten Leidenschaft für die theuersten Reitpferde und Jagdhunde nicht nur sein eignes bedeutendes Vermögen, sondern auch das seiner Gemahlin größtentheils vergeudet und von seinen großen Ländereien nichts mehr übrig, als ein kleines, von Solitzka kaum eine Meile entferntes Schloß mit wenigen Unterthanen. — Sein Regiment lag zu Brün, der schönen Hauptstadt Mährens, in Garnison, er aber brachte seit dem Verlurste seines Vermögens den größten Theil des Jahres, mit Ausnahme der Exerzierzeit, auf seinem nur zwei Meilen von Solitzka entlegenen Schlößchen zu, unter dem Vorwande, zur Herstellung seiner im letzten Feldzuge zerrütteten Gesundheit die reine, stärkende Landluft zu genießen; im Grunde aber geschah es aus Mangel an Mitteln, in Brün auf so vornehmen, kostspieligen Fuße zu leben, wie er da früher gelebt hatte, und aus Scham und Verdruß über die ärmliche Rolle, welche er jetzt spielte. — Ungeachtet seiner mißli-

chen Vermögensverhältnisse hätte er ein angenehmes, ihm die Achtung und Zuneigung aller guten Menschen gewinnendes Leben genießen können; denn Mathilde, seine Gemahlin, aus einer bemittelten, altadeligen, sehr geachteten Familie, war eine mit körperlicher Anmuth, mit Vorzügen des Herzens und Geistes reich begabte Frau, und seine drei Kinder, engelschön, so sittig, so liebenswürdig, würden jedes gefühlvolle Vaterherz mit den süßesten Banden an ihren Kreis gefesselt haben. Aber der rohe, nach geräuschvollem Vergnügen gierig haschende, nur beim Becher und Würfelspiel, im gefährlichen Wettreiten und auf wildtobender Jagd sich froh und zufrieden fühlende Wenzel war oft ganze Wochen hindurch vom heimathlichen Herde entfernt, und zog umher auf nahen und fernen Edelsitzen, nur zu schlimmen, auf fremde Unkosten, und die Tage, welche dem schönen Genusse eines häuslichen, tugendhaften Stilllebens, der Erziehung seiner Kinder, dem Wohle seiner Unterthanen gehört hätten, in wilder Lust zu vergeuden. —

Schon die Nachricht, daß der Gräfin Leonore, seiner Schwägerin inbrünstiges Flehen um ein Pfand ihrer tugendhaften, glücklichen Verbindung der allgütige Gott erhört habe, war für Graf Wenzel ein betäubender Donnerschlag, ein Ruf des Schreckens, der sein Innerstes erzittern machte; doch beruhigte er sich allmählig durch die Hoffnung auf das Erscheinen eines Mägdleins, wodurch ihm wenigstens die Hälfte der Besitzungen anfalle. Als aber sein Kundschafter, ein abgehauster Schuhmacher zu Solitzka, ein grundverdorbener, gewissenloser, jeder schlechten That fähiger Mensch, athemlos vom angestrengten Laufe, todtbleich aus Furcht vor den gefährlichen Ausbrüchen der wilden Heftigkeit des Majors, in dessen Zimmer trat, hervorstammelnd die Kunde von dem Erscheinen eines Knäbleins, da war der Major im ersten Augenblicke wie erstarrt aus Entsetzen über die Vernichtung seiner einzigen, seiner liebsten Hoffnung, über die furchtbare Gewißheit, dieser, schon so schön, so sicher geträumten Habe gänzlich entsagen, und der Ueberzeugung sich hingeben zu müssen, keinen seiner Pläne zu

einem neuen Leben voll Prunk und Schwelgerei, voll Glanz und Verschwendung in Ausführung bringen zu können. — Aber schon nach wenigen Augenblicken war die marmorkalte Erstarrung der wild-auflodernden Heftigkeit eines rasenden Grimmes gewichen. Er tobte im Gemache umher, riß sich die Haare vom Scheitel, brach in die pöbelhaftesten Schmähungen über Emanuel, über Leonore, über das unschuldige Knäblein aus, und schwur mit einem gräßlichen Fluche, diese junge Natter, die mit giftigem Zahne an seinem Lebensglück nage und es für immer zu zerstören drohe, von dieser Erde zu tilgen und über ihre zuckende Leiche hinweg in das geöffnete Reich neuen Glanzes und neuer Freuden zu schreiten.

Der Dragoner-Major, Graf Wenzeslaus Solitzka, war Bösewicht genug, solch eine verruchte That zu ersinnen und zu vollbringen. An seinem geheimsten Vertrauten, an dem liederlichen Schuhmacher Kolb, besaß er den verlässigsten Vollzieher eines blutigen, gottlosen Vorhabens.

Aber die Liebe des allwissenden Vaters im Himmel ruhte schützend und schirmend auf dem engelschönen Knäblein; es war des Allmächtigen Wille, daß die Unschuld gerettet werden sollte durch die Unschuld; denn der Herr ist groß in dem Geringen, stark in dem Schwachen; er senkt die Kraft des Adlers in den Busen der Taube, und den Muth des Löwens in das Herz des Lammes. —

Im Schloßgarten spielte Moritz, des Majors fünfjähriges Söhnlein, Soldaten mit einigen Kindern des Dorfes. Den Vater auf seinem gewöhnlichen Ritte glaubend, hatte er, um in kriegerischer Zierde zu erscheinen, sich mit dessen Federbusch, Schärpe und Hirschfänger geschmückt. Das scharfe Auge eines der kleinen Soldaten erkannte in weiter Ferne den langsam daherschreitenden, von einem Fremden begleiteten Major. Wie Spreu im Winde war die militairische Dorfjugend verstoben, und Moritz fürchtend, daß ihn beim Entfliehen der Vater ersehe und ob des mißbrauchten Kriegerschmucks im leichtaufbrausenden Jähzorn empfindlich strafe, kroch auf Hand und Fuß in ein dichtbe-

wachsenes, eine kleine Laube umgürtendes Gebüsch, den lieben Gott inbrünstig bittend um Schutz und Unbemerktheit im grünen Verstecke. — Der Major und sein Begleiter, der berüchtigte Kolb, traten in die Laube, und ließen sich auf der Ruhebank nieder. —

Zwischen beiden begann nun ein Gespräch so laut, so unverhohlen gesprochen, als handle es von dem Wechsel der Witterung, von einer Jagd, von dem Feldbaue, und doch war dieses Gespräch ein so wichtiges, ein so schauderhaftes, daß selbst das Kind Moritz Alles, was von Beiden hier besprochen und beschlossen wurde, in seiner vollen entsetzlichen Bedeutung klar begriff und darüber in seinem Innersten erzitterte. — Und dieser, gegenseitig durch Mund und Hand bekräftigte, vom Major durch Geld und große Versprechungen unterstützte Beschluß war, seines Stiefbruders Söhnlein zu tödten, und zwar durch Gift. Schuster Kolb, der theils seiner Profession wegen, theils als Botengänger zum Briestragen auf das nächste Postamt, zum Einkauf verschiedenen Küchenbedarfes, zur Besorgung mehrerer Aufträge vielen Verkehr im gräflichen Schlosse zu Solitzka, dazu in der Wärterin des kleinen Gräfleins eine Base, mithin auch verschiedene Gelegenheit hatte, im Kindszimmer zu seyn, ohne daß sein dortiges öfteres Erscheinen die Aufmerksamkeit des gräflichen Ehepaars oder der Dienerschaft erregt hätte, übernahm die Ermordung des Kindes durch Gift, welches ihm der Major zu liefern verspach, in einem süßen Tränklein, und von solcher Stärke, daß ein Paar Tropfen, dem Kinde in den Mund gebracht, schon hinreichen würden, des zarten Kindes Lebensfaden schnell zu vernichten. Es wurde nun Geld aufgezählt, wobei es zwischen den beiden Bösewichten zu einem lebhaften Wortwechsel kam, indem Kolb die ihm hingezählte Summe für einen so wichtigen Dienst, welchen er dem Major leiste, zu gering fand und durch die Drohung, von der Ermordung des Kindes gänzlich abzustehen, vielmehr über dessen Leben mit sorgfältigster Aufmerksamkeit zu wachen, immer mehr Geld erpreßte. Nachdem Beide ihr gottloses Bündniß noch

durch einen derben Handschlag und einen gräßlichen Schwur bekräftigt hatten, verließen sie die Laube, der Major seinem Schlosse zueilend, Kolb auf Umwegen aus dem Garten schleichend. —

Wie Espenlaub zitternd, hatte der kleine Moritz die grauenvolle Verabredung Wort für Wort vernommen. Er wagte sich längere Zeit nicht hervor, aus Furcht, dem Vater zu begegnen und durch sein angstvolles Aussehen, durch das Beben seines Körpers zu verrathen, daß er sein Gespräch belauscht habe. Er faltete die zarten Hände, er bat den lieben Vater im Himmel auf's inbrünstigste, ihn zu erleuchten, was er zu beginnen habe, um von seinem armen, unschuldigen Vetterlein die drohende Gefahr abzuwenden. — Gott erleuchtete den frommen Beter; er flößte ihm den Gedanken ein, seiner guten Mutter, — aber auch nur dieser, — das Vernommene zu entdecken und ihre Hülfe für den kleinen Vetter anzuflehen. —

Noch hatte Moritz sein gottgefälliges Gebet nicht beendigt, als er vom Schloßhofe her die Hufschläge eines gallopirenden Pferdes vernahm. Er bog die Zweige des Gebüsches auseinander und sah seinen Vater am Garten vorüber auf der Strasse nach Brün dahin sprengen. Schnell kroch er aus dem Gebüsche, den Federbusch, die Schärpe, den Hirschfänger im Stiche lassend, um in seiner Eile nicht gehindert zu seyn, und floh mit der Flüchtigkeit des schüchternen Rehes dem Schlosse zu, seine Mutter aufzusuchen und das Schreckliche ihr zu vertrauen. —

In ihrem Closet *) stand die edle Mathilde vor dem unter Thränen und mit bebender Stimme erzählenden Moritz. — Sie glaubte, ihrem Gehöre nicht trauen zu dürfen; denn solch eine That, die kalte, besonnene Ermordung eines unschuldigen Kindleins würde die fromme, tugend-

*) Kleines, einsam abgelegenes, für Andere unzugängliches Gemach, in den Häusern der Vornehmen für die Frauen gewöhnlich vorhanden, um da im Briefschreiben, vorzüglich im Gebete ungestört zu seyn.

hafte Frau nicht dem herzlosesten Verbrecher, am wenigsten aber ihrem Gemahle zugetraut haben, ungeachtet sie schon oft die bitterste Veranlassung gehabt hatte, über seinen rohen Sinn, über die gefühllose Härte, womit er Menschen und Thiere mißhandelte, sich auf's tiefste zu betrüben und heiße Zähren zu vergießen. — Moritz mußte ihr das Gespräch seines Vaters mit Kolb wiederholen. — Als ihr nun die furchtbare Ueberzeugung ward, daß hier nicht Täuschung, sondern Wirklichkeit walte, da vermochte sie nicht mehr, sich aufrecht zu erhalten; das Entsetzen hatte ihre Gebeine gelähmt; mit beiden Händen die Augen verhüllend, sank sie auf das Sopha hin; Moritz umschlang ihre Knie und barg seine überfließenden Augen in ihren Schooß. —

Aber die geiststarke, durch Vernunft und Religiosität im Innersten kräftige Frau, hatte bald wieder ihre Fassung und Besonnenheit erlangt. — Mit der Mutterliebe schönster Wärme umschlang sie ihren Moritz, und ermahnte ihn mit liebreichen Worten, immer recht fromm und gut zu seyn, damit er nicht das Unglück habe, vor Gott zu fallen und der göttlichen Gnade verlurstig zu werden. Die geistreiche, weise Frau war auch vorsichtig genug, aus dem Herzen des Kindes den tiefen Abscheu gegen den Vater, welchen Moritz unverhohlen äußerte, möglichst zu verbannen und in seinem Innersten schnell und kräftig die kindliche Liebe und Ehrfurcht wieder zu befestigen, welche durch das gehörte Gespräch so sehr erschüttert und wankend geworden. Sie belehrte den mit aufmerksamem und empfänglichem Ohre Lauschenden, daß sein Vater vor diesem Kolb schon öfters gewarnt worden sei, als vor einem, jeder auch noch so schlimmen That fähigen Bösewicht, der selbst gottlos genug sei, Jemanden zu ermorden, wenn es ihm nur Geld eintrage. Der Vater habe den Kolb immer für einen sehr rechtschaffenen, gottesfürchtigen Menschen gehalten, ja sogar im Sinne gehabt, ihn zu seinem Hausmeister zu machen, jedoch der vielen Warnungen wegen sei ihm der kluge Gedanke gekommen, ihn auf die Probe, und zwar auf eine recht große, zu setzen. — Alles, was der Vater mit Kolb in der Laube

gesprochen, ja selbst die Beschenkung mit Geld, sei von dem Vater, wie sie recht wohl wisse, von Seite des Vaters nur eine Probe gewesen; der Vater habe vorgegeben, das Gift in Brün zu holen, aber er sei nur deßwegen so schnell dahin geritten, um bei der dortigen Obrigkeit anzuzeigen, welch ein gottloser und gefährlicher Mensch dieser Kolb sei, damit sie ihn für immer hinter Schloß und Gitter sperre. Die verständige Frau wußte ihrem Moritz die Schuldlosigkeit seines Vaters so anschaulich, so klar und überzeugend zu machen, daß der Kleine ihr an den Hals sprang, und aus Freude über den guten Vater, der den bösen Kolb für seine Gottlosigkeit tüchtig bestrafen lasse, unter lautem Jubel in die Hände klatschte. Da ihn aber seine Mutter noch besonders einprägte, daß, wenn er von dem Gespräche in der Laube an irgend Jemand nur ein Wörtlein vertraue, solches der schlimme Kolb gewiß erfahre und, um nicht eingesperrt zu werden, jetzt die Flucht ergreife, sich in einem Walde, in einer Felsenschlucht verstecke und da als Räuber und Mörder unter vielen Menschen an Leib und Leben, an Hab und Gut großen Schaden anrichten werde; da nahm Moritz ein kleines Cruzifix von der Wand, drückte es mit andächtiger Ehrfurcht an seine Lippen, dann an seine Brust, und gelobte beim Bilde des heiligsten Erlösers, gegen Niemand ein Wörtlein zu verrathen von dem, was er in der Laube gehört habe. —

Und als der liebliche Moritz, beglückt durch die Liebkosungen seiner zärtlichen Mutter, beschenkt mit Zuckerbrod und glänzenden Schaumünzen das Closet verlassen hatte, da that die fromme Mutter, wie das fromme Söhnlein gethan im Fliedergebüsche; sie warf sich vor ihrem kleinen Haus-Altar auf die Knie und flehte zum himmlischen Vater für sich um Rath und Erleuchtung in dieser schweren Bedrängniß, für Emanuels zartes Kind um Schutz und Hülfe gegen verderbliche Gefahr. Das Gebet der Gottvertrauenden war das innigste, welches je aus frommen Herzen gekommen und über fromme Lippen gegangen war. —

Der Major, sonst gewöhnlich erst nach Verlauf einer Woche heimkehrend, kam an diesem Tage mit einbrechendem Abend nach Hause, nicht, wie fast immer, voll übler Laune, die engelgute Gattin durch rohe Weise, durch bittern Hohn kränkend, die Kinder rauh von sich scheuend, das Gesinde scheltend, sondern ohne betrunken zu seyn, in fröhlicher, aber mehr wildlustiger als gemüthlich-heiterer Stimmung. Mit schmerzerfülltem Herzen, mit mühsam unterdrückten Thränen ersah die Majorin diese auffallende Lustigkeit; denn sie ahnete die verruchte Quelle derselben, nämlich die sichere Aussicht auf die Erlangung eines nahmhaften Vermögens durch die Ermordung eines unschuldigen Kindleins. Und als sie im Spiegel ersah, wie der Major seinen Schreibtisch aufschloß, darin ein ganz kleines Gläschen, zur Hälfte mit einer trüben Flüssigkeit gefüllt, in scheuer Hast verbarg, den Schreibtisch wieder sorgfältig verschloß, dann mit unstet-rollenden Augen umherblickte, um zu erspähen, ob sein heimliches Thun bemerkt worden sei, da erbebte ihr Herz und wie Fieberfrost durchrieselte ein eisig kalter Schauer ihre Gebeine. —

Schon wollte sie aufspringen von ihrem Sitze, hinstürzen zu den Füßen ihres Gemahles, seine Knie umklammern und ihm sagen, daß sie wisse um sein entsetzliches Vorhaben, um die himmelschreiende Todsünde, die er begehen wolle, und ihn bei dem allmächtigen Gott, bei der gebenedeiten Jungfrau, bei allen Heiligen, bei seinem zeitlichen und ewigen Wohl beschwören, abzustehen von der grauenvollen, in ewiges Verderben sich stürzenden Mordthat, da sprengte ein Wachtmeister des Dragoner-Regiments Coburg auf schweißtriefendem Rosse über den Schloßhof; es klirrten Säbel und Sporen durch das Vorzimmer heran; nach raschem Anklopfen wurde die Zimmerthüre rasch geöffnet, und der eintretende Wachtmeisten überreichte dem Major ein dreimal versiegeltes *) Schreiben. —

*) Bei der österreichischen Armee herrschte früher der militairische Gebrauch, daß die Cavallerie-Ordonnanzen, welche mit

Nachdem der Major das Schreiben mit Hast erbrochen und gelesen hatte, schleuderte er es unter pöbelhaftem Gefluche auf den nahen Tisch, verkündigte der ängstlich lauschenden Gattin, daß sein Regiment mit Tagesanbruch nach Galizien aufbreche, daß er binnen zwei Stunden von hier fortmüsse, weil er eigens beordert sei, den schon um Mitternacht mit zwei Husaren-Regimentern abmarschirenden Erzherzog Ferdinand als General-Adjutant zu begleiten, und stürmte aus dem Gemache, den Kutscher, den Reitknecht, den Jäger mit gewaltiger Stimme rufend und nach allen Seiten Befehle ertheilend. —

In beflügelter Eile öffnete die Majorin Kisten und Schränke, um Wäsche, Uniformsstücke und was sonst nöthig war, in die Koffer zu packen; aber selbst im großen Drange dieser hausmütterlichen Geschäfte unterließ sie nicht, Gott auf's innigste zu danken für das wichtige Hinderniß, welches durch die schleunige, unaufschiebbare Abreise des Majors der Ermordung des Söhnleins ihres Schwagers Emanuel entgegen getreten sei. —

Aber wie zitterte ihr Herz, — wie ängstlich pochte es in der furchtbewegten Brust, als sie von ihrer Kammerjungfer hörte, daß der Major den Jäger auf dem flüchtigsten seiner Pferde nach Solitzka geschickt habe, um dem dort wohnenden Schuhmacher Kolb einen Brief und ein wohlversiegeltes Schächtelchen zu überbringen. — Daß der Brief die erneuerte Aufforderung zum Mord, daß die Schachtel das Gläschen mit dem Gift enthalte, — daran durfte die angstbebende Frau wohl nicht zweifeln. —

Aber auch dieser Kelch der qualvollen Angst ging dießmal an ihr vorüber. Der Schuhmacher Kolb sei mit einem Engländer, der eine Fußreiße durch Mähren machte,

---

Briefen versendet wurden, die stärkere oder geringere Beeilung mit Ueberbringung des abzuliefernden Schreibens nach der Zahl der demselben aufgedruckten Siegel zu beobachten hatten. Für das Ein Mal gesiegelte Schreiben war das Reiten im Schritte, für das mit zwei Siegeln das im Trabe, und für das mit drei Siegeln das Galloppiren vorgeschrieben.

in die Gebirge gegangen als Wegweiser, und komme erst in drei Tagen zurück. — So sagte der Söldner, bei welchem Kolb, — ein kinderloser Wittwer, seine Wohnung hatte, dem Jäger, der Brief und Schächtelchen wieder zurückbrachte, weil er von seinem Herrn den strengsten Auftrag hatte, an Niemanden als an Kolb selbst die Sachen abzugeben. In der allerübelsten Laune, von Gattin und Kindern einen kurzen, kühlen Abschied nehmend, schwang sich der Major auf's Pferd und ritt, von seinem Reitknecht und dem Wachtmeister gefolgt, dem jetzt ihm so verhaßten Brün im scharfen Trabe zu. — Nach einer Stunde folgte ihm der Kutscher mit dem Bagagewagen und der Jäger mit den Handpferden. —

Noch nie hatte der kleine Moritz den Schloßgarten zu seinem Spielplatz gewählt. — Er war schon verständig genug einzusehen, daß seine Spielgefährten, Kinder der Dorfbewohner und eben nicht die gesittesten und folgsamsten, sich nicht werden abhalten lassen, Blumen abzureißen, die Kirschbäume, die Johannisbeer-Sträuche zu plündern. Wäre der strenge Vater dazu gekommen, so hätte er die Ruthe bekommen und für fremde Sünden büssen müssen. Deßwegen hatte er einen öden Anger hinter dem Schlosse zu seinen Exercier- und sonstigen Tummelplatz erkoren. — Auch heute war vom Schloßhofe aus schon dahin abmarschirt, als Moritz plötzlich eine Schwenkung kommandirte und zum großen Erstaunen seiner, sieben Männlein zählenden Mannschaft, sie statt nach dem Anger hin, an selbem vorüber geradezu in den Schloßgarten führte. Mit einem respectvollen Schauer, die Richtung, den Schritt vergessend, nur nach den bunten Blumen, den köstlichen Früchten mit aller Lüsternheit schauend, zog das unruhige Corps durch die beschatteten Laubgänge, und Moritz, der kommandirende Ge-

neral, war herablassend genug, seinem Flügelmann zu vertrauen, daß er gerade heute eine unwiderstehliche Lust in sich fühle, im Garten Soldaten zu spielen. —

Auch die ältesten Leute in Solitzka erinnerten sich nicht, daß ein Fremder dahin gekommen sei, der nach einem Manne verlangt habe, welcher als verlässig und gegendkundig bekannt, ihn auf die Höhen mit den schönsten Aussichten, an Flüsse und Seen, hinein in die Gebirge, ihre Schluchten und Thäler führen sollte. — Waren sie schon darüber verwundert, so staunten sie noch mehr, daß Kolb, der gerade im Wirthshause zechte, als der fußreisende Engländer da ankam und nach einem Führer fragte, sich zu solchem anbot; denn sie wußten, daß Kolb, eines gelähmten Fußes wegen, jeden anstrengenden Gang zu scheuen hatte, und daß er, beim Kreuze sitzend, und mit dem Gelde klimpernd, — wie er heute öfters recht prahlerisch gethan, — aus dem Wirthshause auch um hohen Preis nicht zu bringen sei. —

Daß Moritz, der aus Furcht vor der launigen Strenge seines Vaters, seine militairischen Spiele nie in den Schloßgarten verlegte, — gerade heute, — an diesem für das Leben eines Menschen, für das Glück und die Ruhe eines Elternpaars so unschätzbar-wichtigen Morgen einen unbezähmbaren Trieb fühlte, gerade im Schloßgarten seine militairischen Uebungen zu halten, — war das ein Zufall? — ? —

Daß gerade an diesem Tage, wo der Schuhmacher Kolb vom Major das versprochene Gift erhalten sollte, — ein zu Fuße reisender Engländer, — seit Menschengedenken der erste in Solitzka, — da eintraff und nach einem gegendkundigen Führer verlangte; daß Kolb, der unersättliche Zecher, im Besitze von Geld der unbeugsame Feind eines mit Mühe verbundenen Erwerbes, überdieß durch sein Fußübel nach jeder anstrengenden Bewegung oft mehrere Tage leidend, seine Trunksucht plötzlich bezähmte und die ungewohnte, heftige Schmerzen zur Folge habende Gebirgswanderung nicht scheute, dadurch zum Besitze des ihm zu-

gesandten Giftes nicht gelangte, — war das ein Zufall? — ? —

Es gibt keinen Zufall; — es war Gottes Walten. —

Bedauerungswürdige Thoren, die da glauben, es sei Menschenwerk, was in grauester Vorzeit, in jüngster Vergangenheit geschehen ist, und die für Menschenwerk halten, was Gottes Walten ist. Er stürzt die Kuppen der Riesengebirge und erhebt aus dem Staube das Sandkorn zur himmelragenden Höhe. Ein Hauch seines Mundes, und der Hauch wird zum Orkan, der die mächtigsten Flotten wie Spreu im Winde zerstreuet. Ein Wink seines Auges, und die furchtbarsten Kriegsheere sinken dahin, wie die Halme des Getreides unter des Schnitters scharfer Sichel. »Erkennet, daß ich Gott bin!« spricht der Herr. — Laßt uns erkennen sein Walten. —

Werke der Finsterniß, Betrug, Meineid, Unterdrückung, Wucher, Raub und Mord blieben viele und viele Jahre verhüllt mit einem siebenfachen Schleier undurchdringlich der menschlichen Sehkraft. — Ein Augenblick, und die sündhaften Werke, die schwarzen Verbrechen liegen da im hellen Lichte, in unverhüllter Gestalt, es ist Gottes Walten. —

Es herrscht kein Zufall, nicht im Himmel, nicht auf Erden; Gott waltet; seine Allwissenheit, seine Liebe, seine Gerechtigkeit, seine Weisheit, seine Stärke, seine Erbarmung leiten Alles; sie lenken Alles nach den ewigen Gesetzen des Guten zum Guten.

Gott waltet in der Vernichtung thörichter, sündhafter Wünsche, in der Erfüllung demüthiger, frommer Hoffnungen, in der Belohnung tugendhafter Thaten, in der Offenbarung verbrecherischer Werke. —

Gott sandte ein Kind in die verbergenden Gebüsche, auf daß des Kindes Ohr die Stimme des Verbrechens vernehme und des Kindes Mund die Anschläge der Mordgierigen offenbare.

Gott sandte den Gelähmten in die Gebirge und an die Flüsse, auf daß der Mörder entfernt sei, und durch seine Entfernung Zeit gewonnen werde zur Rettung der todtbedrohten Unschuld. —

Mathildens religiöses Herz fühlte tief und dankbar das Walten Gottes; aber sie erkannte auch in diesem mächtigen, erbarmungsvollen Walten den göttlichen Wink, rasch, kräftig und ersprießlich zu wirken. Sie sah ein, daß in diesem Augenblicke die Gefahr für Emanuels Kind gelähmt sei, aber nur für diesen; denn schon im nächsten konnte sie wieder auf raschen Schwingen, mit erneuerter Stärke verderblich heranziehen. — Mußte sie nicht befürchten, daß ihr, durch selbstverschuldete Dürftigkeit gänzlich verwildeter, durch Heißgierde nach neuem Reichthum, nach genügenden Mitteln zum schwelgerischen Leben entmenschter Gatte von Brün, oder von der nächsten Station den Brief und die Giftphiole an Kolb sende. —

Aber wodurch konnte der nahen, mächtigen Gefahr vorgebeugt, wodurch sie für immer unwirksam gemacht werden? — Von Oben kam der Gottvertrauenden nach einer im Gebete hingebrachten Nacht der Gedanke, Emanuels Söhnlein zu entführen und so lange, — sollten auch viele Jahre dahin gehen — in schützender Verborgenheit zu bewahren, bis für sein Leben nichts mehr zu befürchten sei.

Mit Thränen der Wonne dankte sie dem allgütigen Vater für dieses himmlische Licht, durch welches er die Nacht ihrer Befürchtungen, ihrer Sorgen, ihres fruchtlosen Ringens nach dem Erscheinen eines Rettungsmittels so schnell, so klar erleuchtet hatte, und sogleich ward an's Werk geschritten. Therese, ihre Kammerjungfer, eine sehr verständige, gottesfürchtige, ihrer Gebieterin mit der innigsten Liebe und Treue ergebene Person, wurde sogleich von der

Majorin mit ihrem wohl überlegten, zum Ziele führenden Plan vertraut gemacht. — Dieser Plan bestand darin, Emanuels Kind förmlich zu rauben, und dann durch Theresen, die aus Bayern gebürtig war, dahin bringen zu lassen, wo es bei Theresens Eltern, schlichten, herzensguten Landleuten, die im Dörflein Buchenfeld eine Sölde *) besaßen, die freundlichste Aufnahme finden und die sicherste Verborgenheit genießen werde. — Die Majorin war im Besitze von 350 Dukaten, noch aus ihrem Eingebrachten, welche sie bisher vor der Spielsucht und Verschwendung ihres Gatten in geheimer Verwahrung gesichert hatte. Von dieser Summe sollte die Reise nach Bayern, und so lange es reiche, jährliches Kostgeld für das Pflegesöhnlein bezahlt werden.

Eine schwere, eine sehr schwierige Aufgabe war noch zu lösen, nämlich die, wie Theodor — diesen Namen hatte Emanuels Söhnlein in der heiligen Taufe erhalten, — aus dem Elternhause entführt werden konnte, auf so unbemerkte Weise, so im Geheimen, daß das Kind ganz spurlos verschwinde? — Therese erbat sich Bedenkzeit bis zum nächsten Tag; mit Gottes Hülfe hoffe sie das Zweckmässigste zu ersinnen. —

Aber schon der frühe Morgen des folgenden Tages brachte eine Nachricht, welche wichtig genug war, um die Entführung des kleinen Theodors aus dem Bereiche des ihm drohenden Verderbens nicht so zu beeilen. Diese Nachricht klärte auch recht deutlich auf, warum der Schuhmacher Kolb sich von der Flasche, seinem Liebsten auf Erden, so leicht getrennt, und um eine Wanderung in's Gebirg zu machen, der Gebrechlichkeit und Schmerzen seines Fußes nicht geachtet habe. — Der reisende Engländer war so unvorsichtig gewesen, im Wirthshause zu Solitzka einen mit Goldstücken gefüllten Beutel sehen zu lassen. Den Engländer im Gebirge zu ermorden und dann zu berauben, — dieser verruchte Gedanke war beim Anblicke des Goldes mit Blitzes

*) Kleines Anwesen auf dem Lande mit einigen Aeckern.

Schnelle in des Bösewichts schwarzer Seele aufgetaucht. Der Gedanke wurde auch zur That. Kolb erschlug mit seinem schweren Knittel den Engländer meuchlings von rückwärts. Unter dem eifrigsten Bemühen, die Taschen des Ermordeten auszuplündern, wurde er von zwei Holzhauern überrascht, die eben auf dem Heimwege waren. — Er wollte entfliehen, verwickelte sich mit dem schadhaften Fuße in eine vorstehende Baumwurzel, stürzte zur Erde und brach das gesunde Bein. Die Halzhauer machten aus Baumstangen und Zweigen eine Trage, auf welcher sie ihn, an seiner Seite die Leiche, nach Goblitz in das Eisenhaus brachten, damit ihm da Heilung und Urtheil werde. — Gott waltet. —

Es waren einige Wochen hingegangen, als der Major an seine Gattin schrieb: »er sei zum Oberstlieutenant befördert und bereits auf dem Rückwege nach Brün, wo er das Depot *) seines Regiments übernehme, jedoch erst in zwölf bis vierzehn Tagen dort eintreffe, weil er noch immer an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde leide und nur kleine Tagreisen machen könne.« —

Nun durfte mit Theodors Fortbringung aus dem Schlosse seiner Eltern nicht länger gezögert werden, denn des Kindleins furchtbarer, unbezähmbarer Feind nahte heran; konnte der Major auch nicht mehr auf des Schuhmachers Kolb Mithülfe rechnen, so gab es in jener Gegend des schlechten Gesindels genug, um unter selbem einen willigen Mörder um leichten Preis wählen zu können. —

Therese war in diesen einigen Wochen der Sicherheit vor dem Major und seinem Kolb nicht müssig gewesen. Auf sehr feine Art hatte sie erforscht, daß die Wärterin des Kindes eine sehr brave, tugendhafte, fleißige Per-

*) Eine Abtheilung Truppen, die im Kriege, oder bei sonstigem Ausmarsche des Regiments oder Bataillons in der Garnison zurückblieb, um die zum Ersatz dienenden Rekruten abzurichten, (bei der Cavallerie auch die undressirten Pferde zuzureiten) und den im Felde oder auf Observation, im Lustlager rc. rc. stehenden Corps nachzusenden.

son sei, aber die Schwäche besitze, dem Kartenschlagen und den Prophezeihungen einen unbedingten Glauben zu schenken; dazu erfuhr Therese noch, daß sie an jedem schönen Nachmittag die nicht ferne vom Dorfe Solitzka gelegene Waldkapelle mit dem Kinde besuche und unter den majestätischen, die Kapelle beschattenden Linden manche Stunde zubringe. —

Kaum war der unwillkommne, das baldige Eintreffen des nunmehrigen Oberstlieutenants verkündigende Brief angelangt, als Therese keinen Augenblick länger zögerte, ihre Rolle zu spielen und das wichtige Werk zu beginnen. — Als Zigeunerin gekleidet, Gesicht und Hände mit dem Saft der Sahlweidenrinde braun gefärbt, ging sie zur Waldkapelle, vor welcher auf einer Rasenbank unter der größten Linde die Wärterin, das schön eingewickelte Kind auf den Knien, in einem Erbauungsbuche las. — Die kluge Therese hatte bald ein Gespräch über das Schlagen der Karte, das Wahrsagen aus den Liniamenten der Hand eingeleitet und die Neugierde der abergläubischen Kindswärterin so sehr gereizt, daß ihr diese einen Gulden versprach, wenn sie ihr die Karte schlage, dann aus der Hand wahrsagen wolle. Die vermeintliche Zigeunerin entschuldigte sich durch die Ausrede, sie habe keine Karte bei sich, auch sei der heutige Tag einer chiromantischen *) Unternehmung nicht günstig; jedoch wollte sie kommen am fünften Tage, wo der Mond sich wieder fülle, aber nicht hieher, sondern tiefer im Walde, 300 gemessene Schritte von da, im Tannengebüsche, damit sie allein seien, und nicht fremde Neugierde störend zwischen ihr wichtiges Geschäft trete. — Die Kindswärterin war ganz glücklich.

---

*) Chiromantie — heißt das Wahrsagen aus der Hand, oder die vorgebliche Kunst, aus den Linien ꝛc. ꝛc. der Hohlhand die Schicksale eines Menschen und seinen ganzen Lebenslauf zu prophezeihen. Sie gehört von Seite derer, die sich einer solchen Wissenschaft rühmen, unter die Betrügereien, und von Seite der Betrogenen unter die mancherlei Arten des Aberglaubens. —

Der Zeitraum bis zum fünften Tage ward zu den gehörigen Vorbereitungen benützt. — Die Gräfin hatte sich von einem feilen Beamten in Brün um den Preis von sechs Dukaten einen Paß für Therese verschafft, worin diese als eine österreichische Offiziersgattin angegeben war, welche mit ihrem Kinde nach München zu ihrem dort in Urlaub und krank sich befindenden Gatten reise. — Am bestimmten Tage und auf dem verabredeten Platze von der Kindswärterin mit Sehnsucht erwartet, wußte Therese diese Person nach einer ihr vorgezeigten Lebenstinctur, welche gemäß Betheuerung der vermeintlichen Zigeunerin, von gar wunderbarer Wirkung sei, so lüstern zu machen, daß sie davon einen tüchtigen Schluck nahm, und einen zweiten und einen dritten. Die Wirkung war, wenn auch gerade nicht wunderbar, doch wohl berechnet; es war ein Schlaftrunk in versüßtem Weine, der nicht nur schnell wirkte, sondern auch einen tiefen, vielstündigen Schlaf erzeugte. — Bald war von diesem die Wärterin befallen und Therese enteilte mit dem Kinde. Sie hatte nur eine kurze Strecke bis zu einer verfallenen Wildhütte zu gehen, wo die Gräfin Mathilde mit einem leichten Korbwägelchen und zwei flüchtigen Pferden ihrer harrte, ohne Kutscher, selbst lenkend die Pferde, wie sie fast immer zu ihrem Vergnügen that, daher auch nicht die Aufmerksamkeit ihrer Dienerschaft und der Dorfbewohner erregte, als sie ohne männliche Begleitung, wie zu einer gewöhnlichen Fahrt nach Brün oder in die Umgebung vom Schlosse abfuhr. Schnell hatte Therese im Quellwasser an der Wildhütte die braune Farbe von Gesicht und Händen gewaschen, als angebliche Offiziersfrau eine elegante Kleidung angethan, und den Zigeuneranzug in eine Schlucht versenkt. Im raschen Trabe ging es auf abgelegenen, der Gräfin bekannten Holzwegen nach der nächsten Poststation hin; sie wurde umfahren, und erst auf der zweiten, wo weder die Gräfin noch Therese bekannt waren, nahm diese Extrapost, reichliches Trinkgeld spendend und durch das beschleunigte Fahren der gefälligen Postknechte bald jeder Gefahr der Verfolgung und des Einholens entrückt. —

Das Dörflein Buchenfeld, Theresens Geburtsort, lag nur eine Stunde von Elbling entfernt. Unter einem klugen Vorwande zog Therese, welche schon seit neun Jahren von Buchenfeld abwesend und seit dieser Zeit ohne schriftliche Verbindungen mit den ihrigen geblieben war, über selbe in Elbling Nachrichten einzuziehen; aber diese lauteten nicht erfreulich. Vater und Mutter waren vor einigen Jahren gestorben, der älteste ihrer Brüder, — die übrigen standen im bayerischen Militair, — hatte das kleine Anwesen übernommen, aber sich von jeher als ein sehr roher, dem Trunke ergebener, gegen Weib und Kinder hartherziger, kaum das tägliche Brod erwerbender Hauswirth bewiesen. Um keinen Preis würde die gefühlvolle Therese diesem Unhold das liebliche Kind anvertraut haben. —

Da hörte sie von dem gräflich Lohrbach'schen Revier-Jäger Georg Werner und seiner Schwester Martha sprechen; sie hörte wie fromm und gut, wie friedfertig und nächstenliebend, wie gesittet und wirthlich diese Geschwisterte seien. — Im Augenblicke war Therese entschlossen, in die Hände dieses edlen Paars den kleinen Theodor zu geben. Des Kindes guter Engel leitete ihre Schritte, zu vollbringen das Gute, und ihren Schützling aus der Nähe eines unmenschlichen Hasses, eines sichern Verderbens in eine Freistätte zu führen, unter deren freundlichem Dache Liebe und Tugend, Herzensgüte und Gottesfurcht in segenreich-verschwisterter Einheit walteten. —

Fünf und zwanzig Jahre waren im Strome der Zeiten verronnen, da starb Graf Wenzeslaus Solitzka, mit dem Range eines Obersten der Cavallerie pensionirt, und seit mehreren Jahren an den Folgen ausschweifender Lebensweise darnieder liegend, sich selbst zur Qual, seiner Umgebung, seiner Dienerschaft zur Pein und Geißel. Mit seinem letzten Athemzuge war die Gefahr für Theodor, Emanuals Sohn, zu Grabe gegangen, und aus der Nacht des Todes erblühte für ihn der Morgen eines neuen Lebens.

Graf Emanuel und seine Gemahlin hatten dem Begräbnisse beigewohnt. Aus der Gruft führte sie die Wittwe

in ihr Closet. Da warf sie sich vor beiden auf die Knie, und unter Thränen, die dem Schmerze, die guten Eltern so lange betrübt zu haben, die der Wonne, sie jetzt namenlos glücklich zu machen, in Strömen flossen, mit bebender Stimme, unter den pulsirenden Schlägen des heftigbewegten Herzens machte sie ihnen das erschütternde Geständniß, daß sie es war, die ihren Theodor entführt und in ein fernes Land gesendet habe. —

Sprachlos, vom heftigsten Schmerze in der Tiefe ihres Gemüthes zerfleischt, mit erlöschenden Augen, mit wankenden Knien, kaum aufrecht sich erhaltend, hatten Emanuel und Leonora dieses Geständniß, die Erzählung von dem Mordanschlage des Majors, von der schauderhaften Gefahr, welche nur durch die schleunige Entführung des Kindes, durch das tiefste, jahrelange Schweigen abgewendet werden konnte, in lautloser Stille angehört; als aber Mathilde, einen Brief aus dem Busen nehmend, und ihn hoch empor haltend, mit der Stimme des innersten Jubels rief: »Und nun freuet Euch, Ihr glückliche Eltern! — lobet und preiset den Herrn aus entzückter Seele; denn dieser Brief meiner Tante in München, die ich erst vor zwei Wochen mit dem Geheimnisse bekannt gemacht habe, verkündigt mir, daß Theodor Hauptmann des Königs von Bayern, daß er ein ordengeschmückter Held, ein höchst edler Mann ist,« — da ward die Freude mächtiger, als es der Schmerz gewesen; Emanuel und Leonora sanken sich in die Arme; ohnmächtig ruhten sie Herz an Herz.

Mit dem Briefe der Tante aus München, mit der Hälfte des Goldstückes — die verständige Therese hatte einen alten Dukaten in zwei Hälften gebrochen, und die eine, als sicheres Erkennungszeichen am Halse des Kindes mittelst einer Seidenschnur befestigt, — mit reichen Geschenken für den Oberförster Werner und seine Schwester reiste Graf Emanuel schon am andern Tage über Wien und Salzburg nach Bayern ab. —

Fremd waren Vater und Sohn in Salzburg sich entgegen getreten; von Stunde zu Stunde fühlten sich beide

immer traulicher zu einander angezogen; es war die Stimme der Natur, die in ihren Herzen sprach; es war die Hand Gottes, die Vater und Sohn vereinte. —

26.

Und wieder waren zwölf Jahre dahin gegangen — Theodor hatte, bald nach seinem Vereine mit Vater und Mutter, beide durch eine seuchenartige Krankheit verloren, die Güter übernommen und davon seiner Tante, der verwittweten Gräfin Mathilde Solitzka, für sie und ihre Nachkommen einen bedeutenden Theil im Werthe von mehr denn 60,000 fl. aus Dankbarkeit für die ihm durch ihren Edelmuth gewordene Rettung zum Geschenke gemacht, — als eines Tages in früher Morgenstunde ein Mann von hoher, breitschulteriger, derbknochiger Gestalt, einen Knittel in der gewaltigen Faust, durch die Pforte des Schlosses zu Solitzka schritt. — Ein breitkrempiger, abgegriffener Hut bedeckte das struppige Hauptthaar und ein dicht-verworrener Bart umstarrte das todtbleiche Gesicht, aus welchem ein Paar unstät-rollende Augen wild hervorfunkelten. Die strickartig um den nußbraunen Hals gewundene, an manchen Stellen zerrissene Florbinde, der grobe, schmutzige Zwilchkittel, das Beinkleid von gleichem Zeuge, die plumpen, löcherigen Schuhe an den nackten unreinlichen Füßen — machten zusammen einen Anzug aus, welcher seinen Besitzer als einen liederlichen Bettler, mehr noch als einen, so eben aus der Strafanstalt entlassenen Züchtling bezeichnet. — Der Schloßpförtner ging rasch auf den unheimlichen Fremden zu und reichte ihm ein Almosen, mit der Weisung, das Schloß zu verlassen. Einen verächtlichen Blick auf die Gabe werfend, und sie ablehnend, verlangte der Fremde, vor den Grafen geführt zu werden. — Dieses Verlangen würde nicht Gehör gefunden haben, hätte nicht so eben Theodor aus ei-

nem der Fenster, welche auf den Schloßhof gingen, seine Morgenpfeife geraucht und die Forderung des Fremden gehört. Seit der Uebernahme der Güter Jedem, der ihn zu sprechen wünschte, Gehör gebend, befahl er dem Pförtner, den Mann an die Thüre seines Gemaches zu führen. —

Der Mann trat ein mit bedecktem Kopfe; auf seinen Knittel gestützt und den Grafen mit wildem Blicke anstarrend. »Kennen Sie mich noch, Herr Graf?« — fragte er mit tiefklingender Stimme. —

Theodor verneinte. —

»Ich bin,« fuhr der Mann mit widrigem Grinsen fort, — »der Tamminger vom Bühel im Ober-Innthal.« —

»Ist es möglich?« — rief Theodor im höchsten Erstaunen. — »Aber trügt mich mein Gedächtniß nicht, so« —

»sollte der Tamminger« — fiel dieser lebhaft ein, — »zur nämlichen Stunde, als Sie aus dem Vintschgauer Thore ritten, vor dem Botzner erschossen werden. Ja, richtig; Ihr Gedächtniß trügt Sie nicht, und wäre es Ihnen immer so treu geblieben, als da, so stünde es um zwei Menschen besser. Doch darüber später; jetzt muß ich Ihnen sagen, wie es mir damals gegangen. Ich stand schon unter dem Galgen und so eben wollte mir der Scharfrichter den Strick um den Hals schlingen, da schrie das Volk wie mit einer Stimme: »Pardon, Pardon!« Es war auch so. Ein Dragoner sprengte daher, ein weißes Tuch in der Luft schwingend; ihm folgte ein Wägelchen, hinter welchem zwei Gensdarmes ritten. Der Dragoner gab dem Offizier einen Zettel. Im Augenblicke hatten mich die beiden Gensdarmes, welche schnell abgesessen waren, bei den Armen, legten mir eine Kette an Hand und Fuß, hoben mich auf den Wagen, bestiegen ihre Pferde, und nun ging es fort, auf der Strasse gegen Botzen zu. — Ich wußte nicht, was mit mir geschehen werde; aber im ersten Nachtquartier, in der Frohnfeste zu Botzen, erfuhr ich mein Schicksal. Der Franzosengeneral hat mir das Leben geschenkt, dafür aber zwölf

Jahre auf die Galeere *) geschmiedet. Wie oft habe ich mich aus dem Bagno **) zu Toulon an meinen Galgen vor dem Botzner Thore gewünscht. — Und jetzt — und jetzt — wünschte ich, das Bagno nie verlassen zu haben. — Wer an diesem gräßlichen Wunsche Schuld ist, dem wird einst,« — hier trat er einen Schritt näher und streckte den Arm mit wildfunkelndem Blicke nach Theodor hin, — »ein strenges Gericht werden. —

Theodor. »Lasse die Vergangenheit, lasse jede Erinnerung an die Tage Deiner Leiden ganz aus Deinem Gemüthe verbannt seyn, und freue Dich der Gegenwart. — Bei mir sollst Du Erholung, ein gastliches Haus, einen freundlichen Hausherrn finden; und je länger Du bleibst, desto lieber ist es mir. Du bist mein Lebensretter gewesen und Gott hat mir die Mittel gegeben, Dir meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen. — Gefällt es Dir nicht mehr bei mir, dann erhältst Du von mir zur freundlichen Erinnerung an Solitzka Wagen und Pferde, welche Dich in Deine Heimath führen. Ich selbst bin Dein Begleiter, — ich werde in Deinem Hause wohnen, werde Deiner Franziska eine reiche Aussteuer bringen, um nach Kräften an der Tochter zu vergelten, was mir der Vater gethan. —

Tamminger, (in heftiger Aufwallung, läßt den Knittel fallen, bedeckt die Augen mit den Händen. — Nach langer Pause mit schmerz-gebrochener Stimme) — »Ich habe keine Heimath mehr, kein Haus, keine Tochter.« —

Theodor (mit Erschrecken zurückfahrend) »Allmächtiger Gott — was ist geschehen?« —

Tamminger (allmählig sich fassend, dann mit steigendem Affect) — »Als meine Landsleute hörten, daß ich französischer Galeerensklave ***) war, daß ich mit Dieben und

*) In Frankreich ein zum Arbeiten für das Seewesen bestimmtes großes Gebäude, worin gewöhnlich die Galeerensklaven arbeiten.

**) Das Gefängniß, in welchem die Galeerensklaven bei Nacht eingesperrt sind.

***) Galeeren-Sklaven heißen in Frankreich und Italien

Räubern, mit Mördern und Mordbrennern an Eine Kette geschmiedet war, daß ich auf meinen Schultern das entehrende T. P. trage, — da stießen sie mich aus der Gemeinde, mir mein Brod zu erbetteln; denn mir, dem gebrandmarkten Galioten, *) gab kein Tyroler Arbeit und Obdach. — Haus und Acker, die mich ernährt, — meine Franziska, die mich gepflegt hätte, — waren schon dahin.«

Theodor. »Was ist mit Deinem Besitzthum, — mit dem Vermögen Deiner Tochter — geschehen? — Wo lebt Franziska?« —

Tamminger. »Diese Frage aus Ihrem Munde? — Aus dem Munde des Mannes, der mir im Gefängnisse zu Meran, am Vorabende meines Ganges zur Richtstätte mit Mund und Hand, mit einem Eide gelobt hat, zu thun, was mein letzter Wille war, zu wachen wie ein Bruder über Franziska? — Sie erbleichen, — Sie zittern! — Ist es

---

die Verbrecher, welche außer sonstigen Arbeiten, zum Rudern in den Galeeren (130—140 Fuß lange, 16—20 Fuß breite Ruderfahrzeuge) verdammt sind. Da dieses Rudern sehr kraftanstrengend und höchst beschwerlich ist, indem auf ein gewisses Zeichen alle 5 an Einem Ruder befindliche Galeeren-Sklaven anziehen und sich beim Fortgang des Ruders mit dem Oberleib rückwärts hinwerfen müssen, auch die Arbeit mit entkleidetem Oberkörper geschieht, so ist die Galeerenstrafe eine der härtesten Strafen nach der Todesstrafe. — Um die Flucht der Galeeren-Sklaven zu hindern, sind dieselben mit einer Kette so angeschlossen, daß sie dadurch am Rudern nicht gehindert werden. Diejenigen, welche auf der linken Seite rudern, sind mit dem rechten, die andern mit dem linken Beine angeschlossen. Wegen der geringsten Vergehen werden sie blutig gepeitscht. Beim Antritt der Strafe werden sie gebrandmarkt. Man brennt ihnen nämlich auf die linke Schulter ein T. — auf die rechte ein P. — (Travaux Publics — Oeffentliche Arbeiten). — Nach dem Brandmarken scheert man ihnen die Haare glatt ab, bedeckt ihren Kopf mit einer rothen oder grünen Mütze, und gibt ihnen einen langen Zwilchkittel, welcher bis auf die Füße geht. Die Strafe wird entweder auf eine gewisse Anzahl Jahre, oder auf Lebenszeit bestimmt. —

*) So viel wie: Galeeren-Sklave.

das Gewissen, die Macht der Schuld, welche Sie erblassen, welche Ihr Herz, Ihre Gebeine erbeben macht? — Ich will Ihnen die Jammergeschichte recht genau erzählen.« —

»In Ihrem Auftrage, — Sie werden sich noch des Briefes erinnern, welchen Sie vom Forsthause am schwarzen Tannig aus an den Advokaten Schönbeck in Innsbruck geschrieben und ich erst vor einem Monate im Hause des Advokaten gelesen — machte Schönbeck die gehörigen Anstalten bei der Obrigkeit zum Verkaufe meines Anwesens. Nach diesem Ihrem Briefe wurde dazu Ihre Ankunft erwartet. Sie kamen nicht, der schon ausgeschriebene Verkauf konnte nicht länger verschoben werden, und er ging vor sich. Aber Schönbeck konnte dabei nicht gegenwärtig seyn; denn auf der Reise nach meinem Hause hatte er das Unglück, daß durch die Betrunkenheit seines Kutschers der Wagen in eine Hohlgasse stürzte, und Schönbeck lebensgefährlich verwundet wurde. Der Gerichtspfleger von Schliensee nahm den Verkauf vor. Der Erlös aus meinem Anwesen betrug die runde Summe von 15,000 fl. — Der Gerichtspfleger führte meine Franziska in sein Haus, aber nicht, um sie aus selbem zu den Nonnen zu bringen, sondern bei sich zu behalten, bis sie das Alter erreicht habe, sich zu verehelichen. Die Schönheit, die Frömmigkeit und das sittsame, anmuthige Wesen des Mädchens, dazu ihr Vermögen, erregten in ihm den Entschluß, seinem Sohne, der in Innsbruck beim Kaufmann Hinterlachner als Lehrling stand, meine Franziska als Ehefrau zuzuführen und ihm von ihrer bedeutenden Mitgift eine Krämerei in Imst zu kaufen.« —

»So geschah auch, als Franziska das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Aber ihr Ehemann war ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Feind der Arbeit, nur ein schwelgerisches Leben, nur ein ausschweifendes liebend. Schon nach fünf Jahren war Haus und Krämerei verkauft und wenige Wochen darauf der Elende mit dem Reste des Geldes spurlos verschwunden. Der entsetzliche Gram warf meine Franziska auf's Krankenlager; nach einem kurzen Leiden nahm die Unglückliche der barmherzige Gott zu sich.« —

— Thränen strömten über Tammingers bleiche Wangen; laut weinend, sich selbst schwer anklagend, — warf sich Theodor mit verhülltem Angesichte auf einen Stuhl. —

»Vom Grabeshügel meiner Tochter hinweg,« — fuhr Tamminger fort — »ging ich nach Innsbruck. Schönbeck, ein wackerer Mann, behielt mich einige Tage bei sich; dort las ich Ihren Brief; ich faßte den Entschluß, Sie, Herr Graf, aufzusuchen, denn,« — hier stieß er ein wildes Hohngelächter aus, welches Theodor im Innersten erschütterte — »ich mußte Ihnen doch meinen Dank bringen für die große Sorge und Theilnahme, welche Sie so treu Ihrem Gelobniß, Ihrem Eide, der Wohlfahrt meines Kindes gewidmet haben.«

Mit schamglühenden Wangen, von seinem Gewissen heftig erfaßt, sprang Theodor auf, öffnete hastig seinen Geldschrank; mit zwei Rollen Gold kehrte er zurück. — »Lieber, unglücklicher Freund,« — sprach er im bittenden Tone, — »nehmet diese tausend Dukaten, — nehmet sie einstweilen als einen geringen Beweis meiner Dankbarkeit für das Gute, was Ihr an mir gethan; sie seien vor der Hand, bis ich Euch wieder zum wohlhabenden Mann gemacht habe, ein freundlich gegebener Ersatz« —

»Für meine Franziska,« — fiel Tamminger ein, und seine Augen rollten immer furchtbarer, und seine Stimme ward immer donnernder, — »für mein einziges Kind, das jetzt mein Stab, meine Stütze im bedrängten Alter seyn würde? — Mensch, Du bietest mir Gold für den Verlurst meiner Tochter, welche Deine Wortlosigkeit, Dein frevelhafter Leichtsinn, Dein sündhaftes Nichtachten geleisteter Gelobnisse in die Arme eines Elenden, an den Bettelstab, in das frühe Grab gestürzt hat! — Du hast einen Eid in meine Hand abgelegt und hast ihn gebrochen. Kennst Du die Wichtigkeit des Eides, dieser höchsten, heiligsten Art der Versicherung, welche ein Mensch dem andern zu ertheilen vermag; dieses feierlichsten Versprechens, bei welchem man den Allwissenden, den Allgerechten zum Zeugen des gemachten Gelübdes, und zu dem furchtbaren, ewigen Ge-

richt über den Eidbruch anrufst? — Bei dem allmächtigen Gott, bei der gebenedeiten Jungfrau, bei den Heiligen, bei dem Wohl Deiner Seele hast Du geschworen, an meiner verwaisten Franziska die Stelle des Vaters zu vertreten, mit väterlicher Liebe und Pflichttreue sie zu überwachen. Und was war Dein Thun, — was die Erfüllung Deines Eides? — Ein Brief an Schönbeck, eine Sendung meines Testaments, — und dann — ein verächtliches Stillschweigen, — eine schmachvolle Unthätigkeit. — Mein Kind war das unglückliche Opfer Deines Eidbruches. — Es harret Deiner die strafende Vergeltung, wenn auch nicht hier, doch dort, wo der Mensch gerichtet wird nach seinen Werken. — In wenigen Augenblicken stehe ich vor diesem Richterstuhle, um Dich anzuklagen als einen Eidbrüchigen, als den gewissenlosen Mörder meines einzigen Kindes. Zittere vor der furchtbarsten Stunde, die kommen wird, Dich zu richten!« — Mit einem zermalmenden Blicke warf Tamminger die Goldrollen zu den Füßen des bebenden, unter der eisigen Wucht des bösen Gewissens wankenden Theodors, und schritt raschen, dröhnenden Ganges aus dem Gemache.

Nach wenigen Augenblicken krachte ein Schuß. In Theodors Vorgemache hatte sich Tamminger mit einer Kugel den Kopf zerschmettert.

Ein herzliches Wort an Euch, geliebte Mitmenschen!

Es war eine rohe, finstere Zeit, in welcher die Leiche des Selbstmörders vom Wasenmeister fortgeführt, und unter dem Galgen oder auf dem Schindanger verscharrt wurde. Später gönnte man den sterblichen Ueberresten des Unglücklichen bei stiller Begräbniß ein Plätzchen an der Kirchhofmauer. Seitdem ein mehr lichtvoller, christlicher Geist unter den Völkern sich zu verbreiten begann, gibt man dem

Selbstmörder seine Ruhestätte unter andern Gräbern in geweihter Erde. —

Jedes gefühlvolle Gemüth wird von Schauder und Abscheu ergriffen durch die Nachricht von einem verübten Selbstmorde, durch den Anblick der Leiche eines Selbstmörders. — Dem Thierchen, welches auf der niedrigsten Stufe der Schöpfung steht, selbst den unglücklichsten Menschen, der vom größten Elende gebeugt und umgarnt ist, pflegt der Liebe des Lebens treu zu bleiben; daher tritt nur die That des Selbstmordes wie ein zerreißender Widerspruch aller menschlichen Gefühle, als das unnatürlichste Verbrechen, als eine frevelhafte Empörung gegen die Anordnungen Gottes, indem der Selbstmörder eigenmächtig und im verbrecherischen Zerstören eines Gutes, das ihm sein Schöpfer gegeben, dieses Werk des Schöpfers vernichtet, dessen Fortsetzung oder Beendigung nur dem Schöpfer zustand. —

Der Selbstmord trägt immer das Gepräge der Abscheulichkeit an der Stirne; schon der Gedanke an einen Selbstmörder gießt Entsetzen in ein mildes, auf Gott vertrauendes Herz. — Da sich der Mensch sein Daseyn nicht selbst gegeben hat, so kann er auch nicht Herr desselben seyn, darf dasselbe nicht eigenwillig abkürzen, sondern soll auch unter den Schlägen der widrigsten Schicksale ausharren, bis Gott, der Herr seines Lebens, ihn abruft. — Daher ist die gewaltsame Vernichtung des eignen Lebens ein schweres Verbrechen, eine große Sünde; daher erscheint uns der Selbstmörder wie ein gräßliches Selbstgericht wegen verübter Unthaten, die vielleicht Niemand kennt, als der allwissende Gott; er erscheint uns wie ein vollzogenes Todesurtheil, das von der Verzweiflung des Gewissens ausgesprochen wurde. — Am Grabe des Selbstmörders trauert nicht die Liebe, nicht die Sehnsucht, die Geschwisterte, die Verwandten, die Freunde weinen nicht an der gemiedenen Ruhestätte, die den gewaltsam und verbrecherisch zerstörten Leichnam umfaßt; wie ein schreckendes, Ruhe raubendes Gespenst verfolgt sie noch jahrelang die Erinnerung an die schauderhafte That. —

Aber laßt uns nicht verdammen den Unglücklichen, der sich selbst gemordet; laßt uns hinblicken mit Abscheu auf die That, aber mit Schonung, mit bedauerndem Mitleiden auf den Thäter. — Hat er auch als ein Aufrüher gegen die weisen, liebevollen Absichten des himmlischen Vaters in des Vaters Rechte eingegriffen, so dürfen wir nicht durch rauhe, hartherzige, voreilige Verdammung in die heiligsten und alleinigen Rechte des erhabensten, des weisesten Richters der Lebendigen und der Todten eingreifen. Laßt uns nicht ein schnelles, ein hartes Verdammungsurtheil über den Selbstmörder aussprechen; denn nur Er, welcher Herz und Nieren prüft, nur Er, der Allwissende, welcher Zeuge des ganzen Lebens jedes seiner Geschöpfe ist, nur Er, dem das Innerste, wie alle äußern Zustände und Veranlassungen zum Handeln der Menschen offen daliegen, nur Er weiß, wie viel Schuld und Nichtschuld den Gedanken, Entschließungen und Thaten eines Jeden zugeschrieben werden kann.

Laßt uns den Todten nicht verdammen, über den Gottes Gericht allein geht, — laßt uns in Erkenntniß unserer Kurzsichtigkeit schweigen und nicht strafen und verdammen; denn der Herr spricht: »Mein ist die Rache, ich will vergelten!« Laßt uns mit Abscheu hinblicken auf den Selbstmörder, aber den Unglücklichen, der diese Sünde an sich begangen, als einen Verirrten bemitleiden; laßt uns für ihn beten, und an seiner Grabstätte wie bei der Erinnerung an ihn eingedenk seyn der weisen, christlichen, liebevollen Worte des frommen Dichters, mit welchen er uns zuruft:

»Wer darf richten, wer verdammen? —
Wißt, es ist ein Einziger,
Welcher richten und verdammen,
Und vergeben kann, — der Herr! —
Wer da steht, — vernehmt es Alle!
Sehe zu, daß er nicht falle!« —

Und auch an Euch, sehr verehrliche Eltern und Lehrer, ein offenes Wort liebevoller Warnung. —

Wir wenden unsern trauernden Blick hinweg von der Leiche des Selbstmörders, der, erliegend den furchtbaren Wirkungen eines zerrütteten Körpers und Geistes, in Selbstmord seine Verzweiflung endete, und blicken hin mit tiefer Betrübniß auf die früher oder später sich öffnenden Gräber so vieler unserer Mitmenschen, welche, ohne den Faden ihres Lebens plötzlich durch eine gewaltsam rasche That zu zerreißen, ohne durch Kugel und Messer, durch Gift und Strom sich dem Leben zu entreißen, doch auch in die unglückliche Reihe der Selbstmörder gehören; — diese sind die Opfer des subtilen Selbstmordes. —

Wer durch Vernachlässigung der Sorge für die Erhaltung des Lebens, durch naturwidrige, die Anlagen zur Schwermuth erzeugende Lebensweise, durch Unmässigkeit im Essen und Trinken, durch thierische Wollust, durch anhaltend-sitzende Lebensart, durch übermässige Werthschätzung gewisser irdischer Annehmlichkeiten, durch Geiz mit seinen anstrengenden Sorgen für Vermehrung der zeitlichen Güter, mit seinen schlaflosen Nächten aus Angst vor Einbruch und Raub, mit seinen schwächenden Entbehrungen nährhafter Speisen und Getränke, wer durch übermässige Anstrengung, durch erschlaffende Bequemlichkeit, durch den Abscheu der Trägheit gegen jede stärkende Bewegung, durch heftigen Zorn und Neid, durch übertriebene Tanzlust oder absichtliche Tollkühnheit, — wer durch Alles, was dem Leben nachtheilig werden kann, seine Gesundheit nach und nach untergräbt, der ist ein subtiler Selbstmörder. —

Hochgeachtete Eltern, Erzieher und Lehrer! Zu Euch spreche ich die herzliche Bitte, der zarten Jugend, deren Bildung und Bewachung Euch vom Vater im Himmel anvertraut ist, das wachsamste Auge, die thätigste Sorgfalt, die weiseste Leitung zu widmen.

Lehret die Jugend, daß jede unnatürliche Behandlung des Körpers eine Vergiftung desselben ist. — Dahin gehört vorzugsweise:

A. Die thierische Wollust. Sie ist das furchtbare Ungeheuer, welches den Körper, jedes herrliche Werkzeug des Geistes, schauderhaft entkräftet und zerstört, mit der Schwächung des Leibes einen Ueberdruß an allem Guten und Schönen, eine Lauigkeit gegen Gebet und fromme Betrachtungen, eine todte Gleichgiltigkeit gegen die reinen, erlaubten Genüsse des Lebens, eine Lebenssattheit selbst herbeiführt, den Jüngling in den Jahren seiner Blüthe zum welkenden Greis umschafft, düstere Schwermuth erzeugt und den sündhaften Freund thierisch-wollüstigen Treibens nicht nur in das frühe Grab schleppt, sondern gar oft zur schnellen, gewaltsamen Auflösung eines ihm verhaßten Daseyn, zum raschen Selbstmord hinreißt.

B. Die Unmässigkeit im Essen und Trinken. Dadurch werden die edlen Verdauungswerkzeuge geschwächt und in Verrichtungen so gelähmt, daß sie nicht mehr im Stande sind, gesunde Säfte aus den genossenen Speisen und Getränken auszuscheiden. — Fresser und Säufer kränkeln frühzeitig an verschiedenen, größtentheils sehr schmerzhaften Uebeln, und ein frühes Grab, durch eigne Schuld gegraben, harret ihrer.

C. Eine anhaltend-sitzende Lebensart. Die Eingeweide schwächend, verursacht sie Stockungen, hindert den regelmässigen Kreislauf der Säfte und führt schwere Beängstigungen herbei.

Christliche Eltern, christliche Erzieher und Lehrer! — Bemühet Euch, der Jugend schon frühzeitig die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschen sehr werth, sehr theuer zu machen. Euere Aufmerksamkeit und Sorge mache sich zum höchsten Ziele, die Jugend so zu erziehen und zu bilden, daß ihr die Ehrfurcht vor Gott, die Liebe zum Nächsten, die Ausübung aller ihrer Pflichten und die erhabene Bestimmung der unsterblichen Seele das Heiligste sei. —

Beschäftigt vorzugsweise den Verstand, die Urtheilskraft, den Scharfsinn und das Gedächtniß der Jugend; entfernt dagegen Alles, was ihre Einbildungskraft auf ir-

gend eine schädliche Weise erhitzen kann, nämlich schlüpfrige Romane, leichtfertige Schauspiele und Gedichte. —

Bewahret die Jugend vor Verschwendung, denn sie führt zur Armuth, zu Sorgen, die der Gesundheit nachtheilig werden und das Leben abkürzen, aber auch vor leidenschaftlicher Liebe zu Geld, zu zeitlichen Glücksgütern. Der Habsüchtige, der Geizige hat nicht Ruhe, nicht Rast. Erwerben und knickerisch Sparen ist der Hauptzweck seines Lebens. Er vergönnt sich keine gute, gesunde Nahrung, in der Krankheit keine, nur etwas theuere Arznei, keine angenehmen, die Gesundheit stärkenden Vergnügungen. Nur immer brütend über Plänen zur Vermehrung seiner Reichthümer, vernachlässigt er die vernünftige Sorge für seine Gesundheit und welkt mitten unter seinen Schätzen einer frühen Auflösung entgegen. —

O Theuerste! Euch ist die Jugend anvertraut, und daher Eure Pflicht, nicht nur in geistlicher, sondern auch in leiblicher Hinsicht für sie der regesten Sorge Euch ganz hinzugeben. Ist es Euer ernster Wille, immer so zu wirken durch Lehre und Beispiel, daß Eure Kinder, Euere Zöglinge nicht heranwachsen zu Verkürzern ihres Lebens, zu subtilen Selbstmördern, so lehret sie, daß das Leben nur dann seinen schönsten Gang, seinen höchsten Werth entfaltet, wenn der Mensch in der Blüthenzeit des Alters schon anfängt, den wahren Werth seines Daseyns zu erkennen, und nach Weisheit, Tugend, Nächstenliebe und Gottesfurcht nach diesen höchsten Gütern zu streben, welche die heiligsten sind, und ewig und unsterblich in dem unsterblichen Geiste leben. —

27.

Seit der Stunde, in welcher Tamminger den schauderhaften Tod des Selbstmörders gestorben, war ein Jahr dahingegangen, und Theodor hatte im Laufe dieser Zeit

sein Wohngemach nicht einen Augenblick verlassen. Der Hausarzt, der Pfarrer von Solitzka, der Oberbeamte der gräflichen Güter, der Kammerdiener Franz Wosseneck, in der letztern Zeit ein Rechtsanwalt aus Brün, waren die einzigen Personen, welche er in dieser Zeit vor sich gelassen. —

Das furchtbare Bewußtseyn, das Elend, den frühen Tod der blühenden, tugendhaften Tochter seines Lebensretters, seines Wohlthäters durch leichtsinnigen Eidbruch herbeigeführt zu haben, die Strafworte, der Selbstmord des unglücklichen Vaters, die grause Gegenwart und ein Hinblick auf die dunkeln Windungen der Zukunft, die keine Rosen eines harmlosen Lebens, sondern die scharfen Stacheln einer Erinnerung voll Scham und Reue ihm darbiete, hatte mit so rascher Kraft, so zerstörend auf seine Gesundheit eingewirkt, daß er schon in der nächsten Stunde nach Tammingers blutiger That in der heftigsten Fieberhitze lag, und während seiner dreimonatlichen Krankheit mehr denn ein Mal am Rande des Grabes stand. —

Von der todtgefährlichen Krankheit genesen, führte Theodor ein Leben, welches man beinahe das eines Trappisten *) nennen konnte. — Er stand mit Tagesanbruch auf, betete eine Stunde, genoß zum Frühstück eine Milch- oder Wassersuppe, schrieb und las, aber blos Erbauungsbücher, — bis zur Mittagsstunde, genoß keine andern Speisen, als Gemüse und Obst, ging bis 1 Uhr in seinem Gemache auf und nieder, brachte die Zeit bis zur siebenten Abendstunde mit Betrachtungen hin, ordnete dann das Geld, welches Franz am andern Tage an die Armen im Dorfe, in der nahen Umgebung, an zusprechende Handwerksbursche und Bettler abzureichen hatte, in eigne kleine Päckchen, betete dann längere Zeit mit dem Pfarrer, trank später eine Tasse Thee und ging um 9 Uhr zur Ruhe. —

---

*) Ungemein strenger Mönchsorden, 1140 vom Grafen Perche-Rotrou in Frankreich gestiftet, durch die französische Revolution aufgelöst und im Jahre 1817 wieder hergestellt.

Sein Getränk war Brunnwasser, sein Lager eine Matratze, ein Polster von Roßhaar, eine Decke von Zwillich, seine Kleidung ein um die Lenden gegürteter Talar von grauem Wollenzeug. — An jedem Samstag erschien in den Morgenstunden der Oberbeamte, um Bericht zu erstatten über das, was in verflossener Woche bei Gericht vorgefallen war, und für sich, für die Unterbeamten, Förster und Oeconomie-Verwalter die Befehle des Herrn zu erholen. Theodor gab seine Befehle und Entschließungen schriftlich — äußerst selten sprach er einige Worte. —

28.

Im gräflichen Schlosse zu Solitzka hatte ein Jahr hindurch klösterliche Stille gewaltet; desto geräuschvoller ward es am Vorabende des Tages, des nämlichen nach Jahres-Verlauf, an welchem das Blut des Selbstmörders in Theodors Vorgemach geflossen war. — Kutschen rollten über den Schloßhof, Reiter trabten über die dröhnende Zugbrücke, in kurzen Zwischenräumen sich folgend. Es waren die Gräfin Mathilde, seine Tante, mit ihren bereits erwachsenen Kindern, drei benachbarte Gutsbesitzer, Blutsverwandte der Familie Solitzka, der Rechtsanwalt aus Brün, der gräfliche Oberbeamte, gefolgt von den Unterbeamten, den Förstern und Verwaltern, die, in nur geringen Zwischenräumen sich folgend, zu Wagen und zu Roß im Schlosse ankamen. — Durch Theodors Briefe auf eine und die nämliche Stunde eingeladen, im Schlosse zu erscheinen, wurden die Ankommenden am Fuße der Treppe vom Kammerdiener Franz Wosseneck empfangen und in den Speisesaal geführt, wo ein festlich-kostbares Mahl ihrer wartete, — an welchem aber keine frohsinnige Stimmung sich geltend machte, denn Theodor, der Liebling Aller, die ihn kannten, theilte nicht

mit ihnen das prachtvolle Mahl, und sie Alle wußten, daß er leidend sei an Körper und Seele. —

Die Tafel war zu Ende; Franz führte die Versammelten in ein großes Gemach, wo um einen mit Schreibzeug und brennenden Kerzen versehenen Tisch die Sitze halbkreisförmig geordnet waren, und öffnete eine Seitenthüre, durch welche nach wenigen Augenblicken Theodor mit dem Rechtsanwalt eintrat. Die Gräfin Mathilde, die beiden Anverwandten, die Beamten und die Bedienten, welche Theodor seit einem Jahre nicht mehr gesehen hatten, starrten bei seinem Eintritte zurück, erbleichten aus Schrecken, aus Schmerz über sein Aussehen; der schöne, lebenskräftige Mann war im Laufe der kurzen Dauer eines Jahres zum abgehärmten Greis geworden. —

Nach einer leichten Verbeugung und einem Winke auf die bereiteten Stühle hin, welche von den Anwesenden sogleich eingenommen wurden, setzte er sich an den Tisch. Zu ihm trat der Rechtsanwalt und las eine Urkunde vor, kraft welcher Theodor die Gräfin Mathilde Solitzka für sich und ihre Kinder und deren Nachkommen mit sämmtlichen ihm gehörenden Gütern, mit aller Einrichtung des Schlosses, mit allen Vorräthen an Getreid, Vieh und Fahrnissen beschenkte, nur mußte sie durch eine — schon bereit gelegene — Versicherungsschrift, und durch ein, vor allen Anwesenden feierlich abgelegtes Gelobniß sich verpflichten, sämmtliche gräfliche Beamte und Dienerschaft für deren Lebenszeit unter bisher bezogener Besoldung und den andern bisherigen Bezügen in ihren Diensten zu behalten und die Summe von zwei tausend Gulden, welche Theodor jährlich den Armen seiner Güter regelmäßig in monatlichen Gaben gespendet hatte, — eben so jährlich zu Wohlthaten zu verwenden.

Das baare Geld, welches Theodor theils in seiner eignen Kasse, theils, wenige Tage vorher aus den amtlichen Kassen seiner Bediensteten an sich genommen hatte, und welches in beiläufig 20,000 fl. bestand, behielt er für sich, um es in München bei dem Handlungshause Felbing, dessen Reichthum und Redlichkeit er kannte, niederzulegen und

von den Zinsen dieses Kapitals zu leben, welches er schon jetzt zu einem, nach seinem Tode in Solitzka zu erbauenden und begabenden Krankenhaus für die Armen der gräflichen Güter bestimmte. —

Nachdem die Urkunden von ihm, von der Gräfin Mathilde und ihren Kindern, von den Anverwandten und sämmtlichen gräflichen Bediensteten, — als Zeugen dieser wichtigen Verhandlung — unterschrieben waren, eröffnete Theodor den Versammelten seinen unbeugsamen Entschluß, nach Rom zu pilgern, zu den Füßen des heiligen Vaters die von ihm begangene Sünde des Eidbruches zu bekennen und um Ablaß zu flehen; dann in einem, von seiner Heimath fernen Lande, sich einen stillen, vom geselligen Umgange abgeschlossenen Aufenthalt zu wählen und da in gottgeweihter Einsamkeit seiner letzten Stunde entgegen zu harren. —

Er trat jetzt vor, um von seiner Tante und ihren Kindern, welche er so herzlich liebte, von den beiden, ihm sehr theuern Anverwandten, von seinen braven, ihm so treuen Dienern für immer Abschied zu nehmen. Aber schon nach wenigen Worten brach seine Stimme; die Wehmuth beraubte ihm die Kraft zu sprechen; sein gefühlvolles Herz blutete aus unzähligen Wunden, die ihm die Trennung von allen seinen Lieben schlug. Den Blick nach Oben gewandt, über sie die Hände in segnender Ausbreitung, wankte er, auf den schluchzenden Franz gestützt, aus dem Gemache. —

Und Alle sanken unter fließenden Thränen auf ihre Knie zum stillen, innigen Gebet für den frommen Dulder, den reuevollen Büßer, den unvergeßlichen Wohlthäter, und Engel sammelten die Worte des Gebetes und die Zähren der Betrübniß in goldene Schaalen und trugen sie empor zum Thron der ewigen Liebe und Erbarmung. —

29.

Um was Theodor, oft stundenlang im heißesten Gebete auf den Knien liegend, den Himmel angefleht hatte, ward ihm gewährt; entsündigt vom heiligen Vater mit Milde entlassen, wanderte er aus Rom, Deutschlands Gauen zu, gestärkt an Leib und Seele. —

Unter den vielen Städten, Marktflecken, Dörfern, Weilern und Einöden, welche Theodor auf seiner Pilgerfahrt von Solitzka nach Rom und auf seinem Wege von da nach Deutschland durchwandert hatte, war ihm noch kein Ort so anziehend geworden, um sich darin einen Aufenthalt zu wählen. Da traf es sich eines Morgens, daß er, von der Fahrstrasse abweichend, auf einem Fußpfad dahin wandelte. Dieser führte ihn auf den flachen Gipfel einer lieblich bebuschten Anhöhe. Von diesem aus eine entzückende Fernsicht genießend, unter sich das stattliche Dorf Parting anmuthig gelegen, zog ein kleines Häuschen, nicht ferne davon ein steinernes Kreuz mit dem Christusbilde, seine volle Aufmerksamkeit an sich. — Von Augenblick zu Augenblick ward ihm jenes wie dieses immer anziehender. »Ein Gott und dem Nächsten geweihtes Stilleben in jener Hütte, ein nächtliches Gebet am Fuße jenes Cruzifixes — wären dann nicht alle meine Wünsche für mein irdisches Seyn erfüllt?« — So sprach er mit immer mehr sich erheiterndem Gemüthe, und seine Blicke hiengen verlangend an Hütte und Cruzifix. —

Was noch vor wenigen Augenblicken ein stiller, lieber Wunsch war, hatte sich schon binnen einer Stunde zur Wirklichkeit gestaltet. Schnellen Ganges hatte Theodor bald das armselige Häuschen erreicht und den Eigenthümer desselben, einen mit sieben Kindern in großer Dürftigkeit lebenden Schuhmacher, durch die Frage überrascht, ob ihm das Häuschen feil sei, und wie viel er dafür verlange. — Der Schuhmacher besann sich einige Augenblicke, trat dann mit seinem Weibe, welches den Fremden, so schlicht gekleideten, keinem zahlungsfähigen Käufer gleichenden Fremdling mit ungläubigem Mißtrauen betrachtete, in die Seitenkam-

mer, und nach kurzer Beredung forderte er für Häuschen und das anliegende Gärtchen die Summe von 250 fl., — jedoch müsse der Kaufschilling gleich baar erlegt werden. Theodor bewilligte beide Forderungen, machte aber auch für sich die Bedingung, daß der Kauf vor der Gemeinde-Verwaltung gleich in Richtigkeit gebracht werde und das Häuschen nebst aller darin befindlichen Einrichtung bis zum Abend des folgenden Tages geräumt seyn müsse. Ein gegenseitiger Handschlag — und die Sache war abgethan. —

In großer Eile hatte der Schuhmacher, der nie gehofft hätte, für seine, dem Einsturz drohende Hütte einen Käufer, dazu diese Summe, welche ihm selbst zu hoch dünkte und baare Bezahlung zu erhalten, den Gemeinde-Vorsteher von seinem Glück in Kenntniß gesetzt und auf's dringendste gebeten, ja sogleich die Kaufsverhandlung vorzunehmen. Der Gemeinde-Vorsteher, ein wackerer Mann, freute sich in wahrhaft herzlicher Theilnahme über die Verbesserung der häuslichen Verhältnisse des bedrängten Familienvaters, und ließ die Mitglieder der Gemeinde-Verwaltung, den Gemeindeschreiber, den Gemeindepfleger und die drei Gemeindebevollmächtigten schleunig herbeirufen. —

Hatten die Mitglieder dieser Verwaltung den in Begleitung des Schusters und seines Eheweibes vor sie tretenden Theodor ob seiner hier ganz ungewohnten Siedlerkleidung Anfangs mit besonderer Befremdung vom Scheitel bis zur Sohle betrachtet, so ging diese schnell in großes Erstaunen, in eine freudige Rührung über, als Theodor unter seiner Kutte einen breiten Gürtel hervorzog, und aus selbem den Kaufschilling, dann für jedes der Kinder des Schuhmachers ein Geschenk von 50 fl., — welches ihnen bis zu ihrer Volljährigkeit sicher angelegt und landesüblich verzinst werden sollte, — überdieß noch 100 fl. für die Armen des Dorfes Parting im blanken Golde hinzählte. —

Als Theodor auf seiner Pilgerfahrt nach Rom, um dort vom heiligen Vater Ablaß zu erflehen, in Wien eingetroffen war, hatte er sich gleich zum dortigen Polizei-Präsidenten, dem Grafen von Resty, einem Anverwandten von

ihm, der früher als Kreishauptmann in Brün und sehr oft im Schlosse Solitzka auf Besuch war, begeben, diesem die Ursache und den Zweck seiner frommen Wanderung vertraut und die Bitte um Ertheilung eines Reisepasses unter fremden, bürgerlichen Namen vorgetragen, da er als schlichter Wallfahrer, einfach und unbeachtet seine Wanderung vollbringen wolle. Graf Rosty war so gefällig, seinem Ansuchen zu genügen, und so erhielt Theodor einen Reisepaß, worin er als Martin Burgau aus dem Österreichischen bezeichnet war. Mit diesem Passe begab er sich gleich nach geschehenem Kaufsabschlusse in Gesellschaft des Gemeinde-Vorstehers nach Arting, dem Sitze des einschlägigen Landgerichts, legte seinen Paß vor, zeigte den von ihm gemachten Ankauf des Schusterhäuschens, — der sogenannten — Wildhütte an, und legitimirte sich über die Mittel seines Lebensunterhalts durch Obligationen und amtliche Papiere aus München, welche angaben, daß dieser Martin Burgau ein Kapital von 20,000 fl. besitze, selbes in der Großhandlung Felbing angelegt habe, und davon fünf-prozentige Zinsen beziehe.

Auf der Rückkehr von Arting nach seinem neuen Wohnorte Parting traf Theodor mit dem Gemeindevorsteher die Uebereinkunft, daß dieser unbeschränkte Vollmacht habe, die größtentheils verfallene Hütte in ein wohnliches, die Gestalt einer Klause annehmendes Häuschen umzuwandeln, einen am Gärtlein liegenden Acker zu dessen Vergrösserung zu kaufen, und eine einfache Einrichtung für die Bedürfnisse eines Mannes, der allein das Häuschen bewohne und die Besorgung seiner Küche, seines Gartens mit eigner Hand betreibe, aus einem nahe liegenden Städtchen anzuschaffen. — Hinlänglich mit Geld versehen machte sich der dienstwillige, rechtschaffene Gemeindevorsteher sogleich an das ihm übertragene Geschäft, Theodor aber wanderte nach dem, eine Stunde entfernten Kapuziner-Hospiz *) Sct. Joseph-

*) Kleines Ordenshaus, von wenigen Mönchen bewohnt, die in der Umgebung dem Pfarrer als Hülfspriester bei außerordentlichen Gelegenheiten zur Hand gehen.

berg, wo er von den ehrwürdigen Vätern mit liebevollster Begegnung aufgenommen wurde. —

Hier verweilte Theodor, bis ihm der Gemeinde-Vorsteher von Parting durch eignen Boten Nachricht sandte, daß die freundliche, ganz nach seinen Wünschen aus den Trümmern des baufälligen Häuschens angenehm-wohnlich erstandene Klause mit vorgeschriebener Einrichtung und dem vergrößerten, gehörig eingefriedigten Garten seiner Ankunft entgegen harre. —

Schon in einigen Stunden nach erhaltener Nachricht von der beendigten Herstellung des Häuschens hatte es Theodor bezogen, zuvor aber, auf dringende Empfehlung des Gemeinde-Vorstehers den Grenadier-Invaliden Hanns Grüner, der in Parting seine Pension verzehrte und da bei seiner verwittweten Schwester lebte, in seine Dienste genommen, welche sich aber nur darauf beschränkten, daß Grüner ihm täglich Morgens und Abends frisches Wasser aus der nahen Waldhütte holte, die Einkäufe seiner Bedürfnisse besorgte, und die wohlthätigen Gaben für die Armen des Dorfes, für dürftige Wanderer, für unvermögliche Kranke am Schlusse jeder Woche an den Pfarrer, den Schullehrer und den Gemeindevorsteher ablieferte. —

Aus dem Grafen Theodor von Solitzka hatte er selbst sich in den Martin Burgau, diesen aber die Einwohner von Parting in den grauen Bruder aus der Wildhütte umgewandelt, denn so wurde Theodor schon wenige Tage nach seiner Bewohnung des vormaligen Schusterhäuschens — der sogenannten Wildhütte — von den Partingern genannt, aber auch bald als der wohlthätigste Menschenfreund gepriesen und geliebt.

30.

Selbst unter den Einsiedlern *) der grauen Vorzeit lebten wohl wenige ein stilleres, einfacheres, in sich abgeschlossenes Leben, als Theodor in seinem klausnerartigen Häuschen. — In Gebet und Betrachtung, in das Lesen von Erbauungsschriften und in Gartenarbeit, — wenn nicht Leute auf den nahen Feldern beschäftigt waren, theilten sich seine Tage. Milch, Gemüse und Obst, selten eine Mehl- oder Fleischspeise, alles von seiner eignen Hand bereitet, war seine Nahrung, Quellwasser sein Getränk. — In seinem Häuschen wie in seiner Wäsche, — welche Grüners Schwester besorgte, — und in seiner Kleidung herrschte die größte Reinlichkeit. — Zur eilften Nachtstunde, in jeder Jahreszeit, auch beim strömenden Regen, unterm heftigsten Schneegestöber, unter dem Wüthen des Sturmes, in der furchtbarsten Kälte ging er an das steinerne Kreuz und betete da auf seinen Knieen, gewöhnlich eine Stunde lang. — Die Kirche besuchte er an jedem Sonn- und Feiertag um 6 Uhr Morgens, wo er der heiligen Frühmesse beiwohnte, mit einer Andacht, mit einer Herzenserhebung zu Gott, die jedes, auch das laueste Herz rührte. — Außer des frommen Grußes: »Gelobt sei Jesus Christus!« — und der frommen Erwiederung: »In alle Ewigkeit, Amen!« — wurde zwischen Theodor und seinem äußerst wortkargen Hanns Grüner, oft Tage lang kein Wort gewechselt, wenn gerade nicht neue Einkäufe zu machen oder besondere Geschäfte zu besorgen waren. —

Und doch redete Theodor in seinem Schweigen eine Sprache, welche die edelste, die gottgefälligste war, — die

*) Die Einsiedler — auch Eremiten, späterhin Klausner genannt, kamen im dritten Jahrhundert auf, und unter die ersten sind Paulus von Athen und Antonius zu zählen. Sie fanden Anhänger, besonders im Morgenlande, bekleideten sich nur mit Säcken oder Thierhäuten, aßen nur Obst, Kräuter, Wurzeln und fasteten sehr oft. — Aus den Eremiten gingen später die Mönchsorden hervor.

Sprache der Nächstenliebe, des mildthätigsten Sinnes, aber nicht in leeren Worten sich aussprechend, sondern durch die That sich bewährend. — Dank, Segen und Gebet waren die himmelstrebende Erwiderung seiner stummen Sprache.

31.

Es war am Morgen des neunten Tages nach Theodors Besitznahme seines Häuschens, als die Klingel der Pforte leise ertönte. —

Theodor öffnete; — er starrte sprachlos zurück, — er wähnte zu träumen, — vor ihm stand sein alter Franz Wosseneck. —

Die dankbare Sorge einer edelmüthigen, zartfühlenden Frau, die eigne heiße Liebe zu seinem unvergeßlichen Gebieter hatten den treuen Diener tief aus dem Mährenlande an Theodors ferne Schwelle geführt. —

Theodor war kaum noch eine Stunde auf der Strasse nach Wien fortgewandelt, als seine Tante, die Gräfin Mathilde, Befehl gab, den Kammerdiener Franz zu ihr zu senden. Dem eilig Gekommenen eröffnete sie mit hastigen Worten, daß ihr Gewissen, daß die Pflicht der Dankbarkeit sie aufforderе, für Theodor, der noch kränkelnd und schwach an Kräften, ohne Beistand und Hülfe im Falle der Vermehrung seiner Schwäche oder eines Anfalles von Krankheit, dahin wandere, in so weit Sorge zu tragen, als ihr nur immer möglich sei. Diese Sorge könne sich leider nur darauf beschränken, ihm Beistand und Hülfe nahe zu bringen, und dieses geschehe nur dadurch, daß ein treuer verlässiger Mann ihm folge, möglichst nahe, jedoch unbemerkt und unerkannt, da sie überzeugt sei, daß Theodor jede Begleitung, jede für ihn besorgte Nachfolge mit entschiedener Festigkeit zurückweisen würde. —

Die wie von Gott gesandte Gelegenheit, seinem geliebten Herrn, ohne dessen Nähe dem alten, treuen Diener keine Freude erblühte, wieder nahe seyn zu dürfen, wirkte auf den guten Franz so mächtig ein, daß er die gleichsam mit ihm aufgewachsene ehrfurchtsvolle Submission gegen hohe Herrschaften vergaß, und ohne seine gnädige Gebieterin ausreden zu lassen, mit freudeglänzenden Augen sich erbot, dem Grafen Theodor unverzüglich zu folgen, und ginge die Reise bis an das Ende der Welt. — Unverzüglich schnürte Franz seinen Bündel, die Gräfin ließ einspannen und fuhr mit ihm nach Brün, zur Erholung des nöthigen Reisepasses. Dort kaufte sie für ihn ein Wägelchen, dazu ein kraftvolles, sicheres Pferd, um dem alten Manne die weite und beschwerliche Reise zu erleichtern, besonders aber deßwegen, daß, im Falle Theodor auf der Wanderung erkranken oder aus Schwäche den Anstrengungen des Fußgehens erliegen würde, zu dessen Fortschaffung in eine gute Herberge oder in das Haus eines Arztes mit einem bequemen Fuhrwerke gleich zur Hand zu seyn. —

Von der großmütbigen Gräfin überreichlich mit Geld versehen, und von Brün aus über Solitzka die Strasse einschlagend, auf welcher Theodor fortgewandert war, hatte ihn Franz schon an diesem Abend eingeholt, ungeachtet durch die Fahrt nach Brün, dort die Besorgung der Geschäfte, die Wiederkehr über Solitzka sehr viele Zeit in Anspruch genommen hatte. — Im nämlichen Marktflecken, ja selbst im nämlichen Gasthause, wo Theodor sein Nachtlager nahm, hatte auch Franz das seinige genommen, aus dem Drange des Verlangens seinem hoch und innig verehrten Herrn bei jeder Gelegenheit so nahe als möglich zu seyn; von ihm erkannt zu werden, hatte er nicht zu befürchten; denn er hatte die kluge Vorsicht gebraucht, in Brün eine Jägerkleidung, — aber eine nach altem Schnitt,— dazu einen Hirschfänger in breiter, betreßter Kuppel sich anzukaufen, seinen blondbehaarten Kopf mit einer schwarzen Perrücke, und das linke Auge mit einer Taffentbinde zu bedecken, wodurch er so unkenntlich wurde, daß in Solitzka,

bei seiner Durchfahrt, der Leibkutscher und der Büchsenspanner, unter der gräflichen Dienerschaft seine ältesten Bekannten, ihm tiefe Verbeugungen machten und er die Vermuthung des Büchsenspanners: »dieser Herr sei gewiß der Oberjäger zu Retzow« — deutlich aussprechen hörte. —

So von Station zu Station seinem Gebieter in der Entfernung einer halben Stunde, auch näher folgend, oft innig betrübt darüber, daß er im bequemen Wägelchen auf die bequemste Art dahin kutschire, während sein guter, lieber Herr mit den vielen Beschwerlichkeiten einer so weiten, so anstrengenden Fußwanderung zu kämpfen habe, aber dann wieder getröstet und erfreut darüber, daß Theodor nie des Fuhrwerks, nie eines Arztes bedürftig gewesen, sondern unter den Müheseligkeiten dieser Pilgerfahrt immer rüstiger geworden sei, hatte Franz das Posthaus in Parting erreicht und gleich nach dem Eintritte in das Gastzimmer vernommen, daß ein Fremder, der Kleidung gemäß ein Pilger, ein Eremit, im Orte ein Häuschen gekauft habe, um sich für immer da niederzulassen, und auch bereits auf dem Wege zum Landgerichtssitz sei, dort seinen Kauf anzuzeigen und über seine Subsistenzmittel sich auszuweisen. — Franz jubelte im Stillen über diese Nachricht, über das Ende einer Reise, die den alten Mann immer mehr angriff. Aus der Landkarte des Kreises, womit sich so eben ein Sohn des Posthalters beschäftigte, ersah Franz die Nähe des Städtchens Ludmannsberg. Sogleich beschloß er, dort seinen Aufenthalt zu nehmen, der Gräfin Mathilde, an welche er von Woche zu Woche Bericht erstattet hatte, die Niederlassung ihres Neffen zu melden und neue Befehle zu erwarten. Kaum hatte er abgegessen und abgefüttert, als er schon wieder sein Wägelchen bestieg und nach Ludmannsberg fuhr, jedoch im nächsten Gehölze, durch welches ihn die Strasse führte, die Perrücke, die verhüllende Augenbinde abnahm, und den betreßten Jagdrock mit seiner gewöhnlichen Kleidung vertauschte; denn nun bedurfte er keiner Vermummung mehr.

Ein Brief der Gräfin sagte ihm, wie sehr sie wünsche, daß er mit Theodor wieder ganz vereint lebe, um selbem die aufmerksamste Pflege widmen zu können. — Sogleich beschloß Franz, sich zu seinem Herrn zu begeben, wie er auch that, sobald das Häuschen wohnlich hergestellt und von Theodor einige Tage bezogen war.

32.

Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit, nicht durch das Flehen, nicht durch die Thränen des beßten, des treuesten Dieners in seinen Beschlüssen wankend gemacht, wies Theodor das Anerbieten jeder Pflege, jeder Dienstleistung zurück. Er habe das Gelübde gethan, nie wieder mit einem Menschen unter einem und demselben Dache zu wohnen, mit Niemand mehr zu sprechen und zu verkehren, als nur unumgänglich nöthig sei und mit strenger Einsamkeit auch die einfachste Lebensweise zu vereinen; diesem Gelübde wolle er unverbrüchlich genügen, so wahr ihm Gott gnädig sei diesseits und jenseits. — Solch einer gewichtigen Erklärung noch mit Vorstellungen und Bitten entgegenzutreten, hatte der fromme Franz sich zur Sünde gerechnet; doch brachte er es dahin, daß Theodor seine inständige Zurede, sich zu erheitern durch das Lesen öffentlicher Blätter, erzählender, wie auch wissenschaftlicher Schriften, auch zur Stärkung, zur Erhaltung, zur Verlängerung seines Lebens, die er nach göttlichen Gesetzen sich selbst schuldig sei, von Zeit zu Zeit ein gutes Glas Wein zu trinken, nicht nur mit freundlicher Aufmerksamkeit anhörte, und nach längerer Berathung mit sich selbst darauf einging, daß Franz am Schlusse eines jeden Monats ihn mit Zeitungen, Büchern und einigen Flaschen Wein zu versehen habe, woher er wolle; denn in Parting dürfe er nicht wohnen, da Theodor seinem Gelübde der Vermeidung eines geselligen Verkehrs mit der

Außenwelt unerschütterlich anhängen müsse, und es ihm zu wehe thue, einen so treuen, so vielwerthen Diener, einen so edelherzigen, so achtbaren Mann, dem er sein ganzes Herz in freundschaftlicher Wärme, in dankbarer Anhänglichkeit erschlossen habe, nahe um sich zu wissen, ohne sich seines traulichen Umganges erfreuen zu dürfen. —

Mit freudenassen Augen drückte Franz nach dieser Erklärung die Hand seines unaussprechlich geliebten Herrn an seine Lippen; er fühlte sich schon überglücklich, ihn am Schlusse eines Monats, wenn auch nur auf Augenblicke sehen, mit ihm, wenn auch nur wenige Worte sprechen, am Anblicke des lieben, guten Gebieters sein altes, treues, für Theodor in ehrfurchtsvoller Verehrung schlagendes Herz erfreuen und stärken zu dürfen. —

O Liebe, o Treue, wie oft ist das einfache Herz des schlichten Mannes euer schönster Tempel! —

33.

Zur siebenten Morgenstunde des 17. Juli im Jahre 1839 stelzte Hanns Grüner, in so vieler Eile ihm sein gelähmter Fuß erlaubte, die Dorfgasse dahin, nach dem Posthause zu. Die ungewöhnliche Hast des ergrauten Invaliden, der aus seiner ernsten Ruhe und seinem gleichförmigen Paradeschritt nicht leicht zu bringen war, fiel den Leuten besonders auf.

»Wohin und warum so eilig, alter Grenadier?« — rief ihm der Sattler Beck, an welchem Hanns vorüber humpelte, mit Neugierde zu, und viele neugierige Ohren lauschten aus den umliegenden Fenstern der Antwort des Invaliden entgegen.

»Der graue Bruder aus der Wildhütte,« — antwortete Hanns, einen Augenblick verschnaufend, mit einer Stim-

me, an der man nicht erkennen konnte, ob sie die Eile des Ganges, oder ein schmerzhaftes Gefühl gebrochen hatte, — »liegt todtkrank darnieder; — ich fürchte, daß er es nicht mehr lange« — Mehr brachte der weichherzige Mann nicht hervor; mit der verwandten Hand sich über die Augen fahrend, eilte er fort. —

Kaum hatte der Postmeister durch den Invaliden die Kunde von dem Zustande Roberts erhalten, als er schleunigst einem seiner Postillonen, der das flüchtigste Gespann hatte, den Befehl, unverzüglich nach Ludmannsberg zu fahren und den Gerichtsarzt zu holen; er selbst half die Pferde anschirren und sie einspannen. »Fahre so schnell Du kannst,« gebot der edle Menschenfreund dem Postillon; — »in einer Stunde mußt Du mit dem Arzte da seyn, wenn auch die Pferde fallen.« — Noch vor Verlauf einer Stunde war der Arzt in Parting, mit ihm Franz, der im Hause des Arztes wohnte. —

Am Abende des folgenden Tages war Theodor im Herrn entschlafen, gerade am Vorabende seines Eintrittes in das sechs und vierzigste Lebensjahr. —

Durch Stafette, die eine Stunde nach Theodors Hingang abritt, meldete Franz der Gräfin Mathilde den Tod ihres Neffen; er ließ durch den Gerichtsarzt den Leichnam einbalsamiren und schickte ihn mit eignem Fuhrwerk, unter dem Geleite des Invaliden Hanns Grüner, nach Solitzka, auf daß Theodor in der Familiengruft, im Kreise der Steinbilder seiner Ahnen, an der Seite seiner edlen Eltern ruhe. —

Der Invalide kam nicht wieder in seine Heimath zurück. Die hochherzige Gräfin gab dem letzten Begleiter ihres unvergeßlichen Neffen eine so großmüthige Versorgung, daß er dafür gerne auf seine Pension verzichtete. Täglich stieg er hinab in die dämmernd-erleuchtete Gruft und betete an Theodors Sarge. —

34.

Schon die Ankündigung von dem gefährlichen Zustande des grauen Bruders aus der Wildhütte, — vom Invaliden dem Sattler Beck im Vorübereilen zugerufen, hatte in Parting eine allgemeine, eine sehr schmerzliche Aufregung erzeugt. — Man sah vor den Häusern die Leute zusammentreten, leise mit einander sprechend, Angst und Betrübniß in den bleichen Gesichtern; man sah bald Einzelne, bald Mehrere mit einander, von dort und da, in schweigender Trauer nach der Kirche sich bewegen; das Gotteshaus füllte sich allmählig; eine Schaar guter Menschen hatte sich versammelt, den Vater im Himmel zu bitten, daß er den wohlthätigen Siedler ihnen erhalte. —

Als die Nachricht vom Ableben des grauen Bruders sich in der Umgebung des Dorfes Parting verbreitet hatte, strömten aus den anliegenden, selbst aus entfernten Ortschaften Unzählige herbei, um noch auf seinem Todtenbette den Mann zu sehen, der Hunderten und Hunderten ein Retter aus Noth und Elend, ein Schützer gegen Sorge und Kummer gewesen. — Die Leiche mußte bei Nacht auf heimliche Weise aus der Wildhütte fortgebracht werden; denn es war zu befürchten, daß ihrer Entfernung sich das Volk mit Gewalt widersetze. »Er muß bei uns bleiben, der wohlthätigste aller Menschen, — seine Gebeine, sein Staub müssen ruhen in unserm Friedhofe, auf daß wir ihm noch in seinem Grabe danken, an seiner Ruhestätte noch für ihn beten können!« — So riefen unzählige Stimmen, so verlangten mit Ungestüm die Einwohner von Parting, und nur die Liebe und Verehrung, mit welcher die Einwohner ihrem würdigen Seelsorger zugethan waren, nur seine Ermahnungen vermochten, die aufgeregte Menge zu beruhigen. —

35.

Franz Wossenecf ward der Erbe des Siedlerhäuschens, aber auch der Erbe aller Dürftigen und Bedrängten, für welche dieses Häuschen, unter Theodors Bewohnung, eine Stätte der Zuflucht und der Wohlthätigkeit gewesen. — Die Großmuth der Gräfin Mathilde hatte dem edelherzigen Franz genügende Mittel verliehen, den Armen, den Kranken, den Wittwen und Waisen zu seyn, was ihnen der graue Bruder war. —

Franz lebt noch. Vor zwölf Tagen (am 17. Juli 1846) habe ich ihn auf einer Reise durch Parting in seiner freundlichen Wildhütte besucht. Er ist ein silberhaariger Greis, aber gesund und lebensfroh. —

Gott verleihe ihm noch viele, recht viele Jahre. — Leicht und sanft wird die Hülle seyn, die sich einst über den Entschlafenen wölbt, denn sie ist gewoben aus den Thränen, den Gebeten, den Segnungen der Dankbarkeit und Liebe.

Förster Buchh.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohmayer, Corbinian / Grünwedel, Karl / Wolf, Georg

Der graue Bruder aus der Wildhütte mit ein. Stahlstiche

Landshut 1847

Paed.pr. 2207
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760499-8